

Die Geest - Ihre Entstehung

Die Geologie der ostfriesischen Halbinsel wurde durch das Quartär geprägt, das vor einer Million Jahren begann und bis heute andauert.

Das Quartär lässt sich in die eigentliche Eiszeit, das Pleistozän, und in die Nacheiszeit, das Holozän, unterteilen. Wir leben jetzt in der Nacheiszeit oder Jetztzeit. Im Pleistozän kam es in Nordwestdeutschland zu einer dreimaligen Vereisung. Am Anfang stand die Vergletscherung in den Hochgebirgen Skandinaviens und Finnlands, die durch vermehrte Niederschläge und ein langsames Absinken der mittleren Jahrestemperatur eingeleitet wurde. In dieser Zeit wuchsen die Gletscher immer weiter an, begruben Täler und vereinigten sich mit benachbarten Gletschern zu einem riesigen Eisblock, den die kurzen kühlen Sommer nicht mehr zum Schmelzen bringen konnten. Unter riesigem Druck setzte sich dieser Block langsam in Bewegung und überwand dabei auch vorgelagerte Berge und Hügel. Die gewaltigen Eismassen hatten alles unter sich begraben und das vordem blühende Pflanzen- und Tierleben völlig vernichtet.

Die älteste Eiszeit ist die Elster Kaltzeit, die von 400 000 bis 320 000 vor heute dauerte. In dieser Eiszeit kam es zu einer großräumigen Vergletscherung Norddeutschlands. Es folgte die Holstein-Warmzeit.

Die Saale-Kaltzeit war die vorletzte Eiszeit und dauerte von 300 000 bis 130 000 vor heute.

Während dieser Zeit kam es zu drei großen Gletschervorstößen.

Aus Skandinavien kamen ein bis zwei Kilometer hohe Gletscher, die auf ihrem Wege zu uns gewaltige Gesteinsmassen transportierten. Dabei wurde der Untergrund gestaucht, geschliffen und gefaltet, so dass Bodenerhebungen abgehobelt und Niederungen eingeebnet wurden.

In seiner „Heimatkunde für Schule und Haus“ schreibt Schrader dazu: „Doch wie sah die einst so blühende Landschaft nun aus! Sie glich einer weiten Sandwüste, mit zahlreichen Wassertümpeln, Seen und Flussrinnen erfüllt war. Hier und da lagen mächtige Eisblöcke, die abtauten und mit ihrem Schmelzwasser die Flussrinnen und Seen speisten....Weder Tiere noch Pflanzen belebten den Boden....Wie konnte sich diese mächtige und trostlose Schuttlandschaft bilden? Das mehrer Meter dicke und darum furchtbar schwere Inlandeis, das von Schweden langsam bis nach Holland verdrang, wirkte auf den Untergrund wie ein Hobel. Es zerstückelte, zerkratzte und zersägte den Boden, hobelte Felsen, Berge und Hügel, die sich ihm in den Weg stellten, ab und schob die zertrümmerten Erdmassen vor sich her. Die Gewalt des Eises war so groß, dass große Bergmassen von ihm abgerissen, fortgetragen und auf einer anderen Stelle wieder abgesetzt wurden. Das Gestein drang zum Teil in die Sohle des Gletschers ein. Die Gesteinsblöcke wurden mit fortgeschoben und wirkten so auf den Untergrund wie eine Säge oder eine Raspel. So kam es, dass die Gletscher eine ungeheure Menge von Erdmassen und Felsen losreißen, mit sich forttragen und vor sich herschieben konnten.“

Die skandinavischen Gletscher bedeckten ganz Nordwestdeutschland und hinterließen nach ihrem Abschmelzen zerriebenes Material. Die Ablagerungen bezeichnet man als Moränen. Die wichtigste Art ist die Grundmoräne. Ihr Name rührt daher, dass sie am Grunde des Landeises zur Ablagerung kam. Diese Grundmasse aus Lehm enthält kleine Gesteinsblöcke, gerundete, geglättete, eckige Steine aller Arten. Die Fachleute unterscheiden zwischen Geschiebemergel (unverwittertes, kalthaltiges, sandig-toniges Material) und Geschiebelehm (verwittertes, entkalktes, sandig-toniges Material). Diese Ablagerungen bilden die Oldenburgisch-ostfriesische Geestplatte.

Für die Entstehung der ostfriesischen Geest war die Saale-Eiszeit prägend, die man in die älteren Drenthestadien und das jüngere Warthestadium unterteilt. Für die ostfriesische Geestplatte waren

die Drenthestadien entscheidend.

Die Eiszeiten wurden durch Warmzeiten (Interglaziale) unterbrochen, die die Gletscher zurückdrängten. Der Vereisungsprozess kam zum Stillstand. An den Endpunkten bildeten sich mächtige wallartige Erhöhungen, die die Geologen Endmoränen nennen. Da die Gletscher quasi still standen, bauten sich an solchen Punkten große Mengen an Geröllmaterial auf. Endmoränen entstehen, wenn sich am Ende eines Gletschers Abschmelzen und Eisnachschieben die Waage halten. Das Schmelzwasser spülte Feinmaterial weg, so dass grobe Ablagerungen wie Steine, Kies und Findlinge liegen blieben. Der Eisrand verläuft nicht schnurgerade, sondern zerfällt in einzelne Gletscherzungen, an deren Rändern sich das Geröll ablagerte. Für Ostfriesland sind klassische Endmoränen unbekannt. Nach Stillstandsphasen des Eises bildeten sich Stauchmoränen, die man an Bodenunebenheiten erkennt. Sie entstanden, als durch den Druck eines Gletschers älteres Material vor der Gletscherfront gestaucht und aufgeworfen wurde. Im ostfriesischen Bereich zählen hierzu die Geestbögen von Bunde bis Weener und der von Stapelmoor über Diele bis Steenfelde-Großwolde.

Bildung und Aufbau der ostfriesischen Geestbögen (nach Schrader)

Die Ablagerungen vollzogen sich in drei Stufen.

In der ersten Stufe entströmten dem langsam vorrückenden Eis zahlreiche Schmelzwasserbäche, die gewaltige Mengen des Grundmoränenschuttes unter dem Eis aufwirbelten und als Kies, Sand und Ton im Voreisland ablagerten. Dieses Schuttfeld erreichte die Mächtigkeit von 80 m.

In der zweiten Stufe erfolgte die Bedeckung mit dem Eis, bei dem sich über dem durch das Schmelzwasser entstandene Schuttfeld die eigentliche Grundmoräne in Form des Geschiebelehms bildete.

In der dritten Stufe kam es zum Zurückschmelzen des Eises und die Schmelzwasser schichteten eine Geröll- und Sandschicht über die Grundmoräne, Decksand genannt.

Zeichnungen Schrader

Der Bodenaufbau ist klar in drei Schichten zu gliedern:

1. Decksand. Der feinkörnige gelbe Sand hat durchweg eine Dicke von 50-100 cm und kam in kleinen geschichteten Bänken zur Ablagerung. Dies gibt einen Hinweis darauf, dass die Ablagerung im Wasser erfolgte. Vereinzelt erreichten diese Ablagerungen eine größere Ausdehnung, so in Bunderhee, Weener und Strackholt-Höchte. Stellenweise trat auch eine zweite Ablagerung des Schmelzwassers auf und hinterließ als unterster Schicht des Decksandes Hügel aus Deckgeröll, so in Tergast, Steenfelde und Etzel.
2. Lehm. Eine durchweg 1 m dicke Lehmschicht lagert unter der Decksandschicht. Vereinzelt erreicht diese Schicht auch eine Stärke von 3-4 m oder auch nur von wenigen Zentimetern. Diese Schicht ist mit vielen kleinen und großen Steinblöcken aus Granit- und Feuerstein durchsetzt. Diese bei uns Findlinge oder Flinten genannten Steine fanden im steinarmen Ostfriesland früher als Grundstein, Prellstein, Begrenzungsstein und Plasterstein Verwendung. Unsere heidnischen Vorfahren errichteten aus größeren Steinblöcken Gräber. In christlicher Zeit wurden solche Granitquader auch zur Erbauung von Kirchen eingesetzt. (Remels, Middels, Marx). Um 1900 fanden Findlinge auch bei der Errichtung der vielen Ehrenmäler zur Erinnerung an die Kriegstoten des 1. Weltkrieges Verwendung. Veleorts fand der Lehm Verwendung als Baustoff, zum Beispiel als Mörtel vor Erfindung des

Zements und als Fußboden.

Großsteingrab in Tannenhausen

Kriegerdenkmal in Ihrener-Großwolderfeld

Granitquaderkirche in Marx

Kriegerdenkmal in Middels

3. Ton, Mergel, Sand. Sie bilden das unterste und älteste Glied in der Schichtenfolge des Geestbodens. Oft wechseln diese Böden innerhalb der Schicht ab, die für den Aufbau der ostfriesischen Geest am wichtigsten ist. Sie geben Hinweis darauf, dass auch diese Schichten im Wasser abgelagert wurden.

Die Weichsel-Eiszeit hatte für unsere Region keine Auswirkungen.

Die Eiszeit endete vor 10 000 Jahren. Mit dem Abschmelzen der Gletscher wurden große Wassermengen frei gesetzt und es entstanden viele Wasserläufe und Seen.

In der Nacheiszeit kam es zu einer natürlichen Vegetation: Kiefern-, Birken- und Eichenwälder entstanden. An bestimmten Standorten wurde auch die Buche heimisch. Die gesamte ostfriesische Geestplatte war damals dicht bewaldet, was sich erst änderte, als etwa 4000 vor Christus Ackerbau und Viehzucht betrieben wurden.

Geest – Besiedlung, Entwicklung und Bewirtschaftung des ostfriesischen Geestdorfes

In dem alten Geestdorf Hesel wurden bei archäologischen Grabungen Spuren menschlichen Daseins aus der Zeit vor 20 000 Jahren entdeckt. Das sind die ältesten gefundenen Siedlungsspuren in Ostfriesland überhaupt. Das ist nicht verwunderlich; denn die Menschen suchten sich zuerst eine sichere und trockene Stätte zum Leben, um nicht den Gefahren des Meeres ausgesetzt zu sein.

Unsere Ahnen hatten es damals schwerer als wir; denn sie mussten ihrer Lebensweise immer wieder aufs Neue veränderten klimatischen und landschaftlichen Bedingungen anpassen. Es ging ums nackte Überleben. Man lebte dort, wo man Nahrung fand und zog weiter an einen anderen Platz, wenn es notwendig wurde. Vielerorts haben Archäologen bäuerliche Siedlungsspuren auf der Geest

aus der Zeit um 3000 vor Christus nachgewiesen. Weil man in den Gräberfeldern unserer Vorfahren als Grabbeilage häufig irdene Trichterbecher fand, spricht man von der „Trichterbecherkultur“.

Viele solcher Hügelgräber, in denen unsere Ahnen bestattet wurden, sind im Laufe der Jahrtausende eingepflügt und eingeebnet worden. Heute stehen sie unter besonderem Schutz. Es verwundert nicht, dass die ältesten Geestsiedlungen auf dem Gebiet der Hohen Geest in der Mitte des Oldenburgisch-Ostfriesischen Geestrückens entstanden.

Bild Trichterbecher

Die Anfänge des eigentlichen Geestdorfs aber, so wie wir es heute kennen, gehen auf die Zeit des hohen Mittelalters zurück. Das ist die Zeit von 900 bis 1250 Jahre nach Christus. In dieser Zeit hatte sich das Christentum durch den Friesenmissionar Luidger auf der Geest schon so weit verbreitet,

dass man seinem Kloster Werden (heute im Stadtgebiet von Essen) Land und Abgaben zukommen ließ. Man wollte dadurch eine guten Platz im Jenseits sichern. . Viele Orte Ostfrieslands werden in dem Heberegister des Klosters Werden erstmalig genannt. In dem Heberegister wurden Einkünfte des Klosters aus seinen Besitzungen aufgeführt.

Die Geest unserer Vorfahren sah anders aus als heute: Sie mussten die weiträumige Naturlandschaft mit ihren großen Wäldern und Holzungen erst für ihre Zwecke besiedelbar und nutzbar machen. Dass viele unserer Geestsiedlungen in baumreicher und sandiger Umgebung entstanden, wird an ihren Siedlungsnamen deutlich, die nun schon ein Jahrtausend überdauern: Westerholt, Barkholt, Holtgast, Negenbargen, Horsten, Updorf , Upstede, Borgholt, Upschört, Hoheesche, Hohejohls, Hesel bei Friedeburg, Reepsholt im Kreis Wittmund; Hesel (Hasla, Waldung mit Haselsträuchern), Hasselt, Holtland, Holte, Holtgaste, Collinghorst, Hollen, Holthusen, Barge, Siebestock, Großsander, Kleinsander, Brinkum (Gastdorf), Langholt, Tergast, Bunderhee im Kreis Leer; Holtrop, Ostersander, Westersander, Westerende-Holzloog, Barstede, Bangstede, Walle, Sandhorst, Wallinghausen, Plaggenburg, Strackholt, Akelsbarg, Bargebur, Upgant, Upende, Holzdorf, Ulbargen im Kreis Aurich und Altkreis Norden. Die Endungen -lo, -el- und -le bedeuten Wald und weisen bei manchen Dörfern auf einen bestimmten Baumbestand hin: Etzel = Eichenwald, Lintel = Lindenwald, Hesel = Haselwald, Arle =Erlenwald, Bokel =Buchenwald. Die Ortsnamen von Rhaude und Rahe bei Aurich erinnern an Rodungen.

Voraussetzung für eine Lebensgrundlage von Dauer war die Rodung des großen Baumbestandes und die Einführung der Plaggenwirtschaft zur Düngung des mageren Geestbodens. Das Wort Geest stammt von dem friesischen Wort „güst“ ab, was so viel wie unfruchtbar heißt. In der Zeit zuvor verließen unsere Vorfahren ihren Siedlungsplatz, wenn der Boden ausgelaugt war und ihm auch die letzten ohnehin nicht zahlreichen Nährstoffe entzogen waren.

Die Plaggenwirtschaft hingegen ermöglichte durch den Abbau der Heideplaggen die Düngung der Gasten, auf denen das Getreide angebaut wurde. In der Regel siedelte man sich am Hauptweg, vor allem am Geestrand zur Niederung hin an. Daneben gab es die Gastdörfer, die in der Nähe der Gasten, wie die Äcker genannt wurden, gegründet wurden.

Die zentralen Punkte bildeten die Kirche und der Dorfplatz, für den in Ostfriesland die Begriffe „Thee“ (verwandt mit dem Wort Thing = Versammlungsstätte) und Brink gebraucht wurden. In der friesischen Sprache – diese starb vor 400 Jahren bei uns aus – bedeutet Thee so viel wie Niederung oder freie Fläche. Hier fanden im Frühjahr und im Spätsommer die Thingversammlungen statt. Solche Plätze sind uns noch aus Strackholt, Middels-Osterloog, Holtland, Spols, Engerhafe und Dunum durch Flurnamen überliefert. Unsere Vorfahren versammelten sich an solchen Plätzen unter der Friedenslinde zur Regelung und Schlichtung von Streitigkeiten durch den Stammenältesten.

Dorflinde in Wallinghausen bei Aurich

Dorflinde mit Thee in Holtrop

Die Dorfbewohner der Geest des Mittelalters verfügten anfänglich noch nicht über eigenen Grund und Boden. Die Dorfgemeinschaften bildeten sogenannte Markgenossenschaften. Vom Gemeinschaftseigentum, der Allmende, erhielten sie zur Bewirtschaftung ihren Anteil. Zum Gemeinschaftseigentum zählten die Gaste mit ihren Äckern, die Meentelände als Viehweide und die fruchtbare niedrig gelegene Meede zwischen Geestrand und Tief als Wiesenfläche zur Heugewinnung.

Aber auch der Busch (Gehölz) gehörte dazu. Der Begriff taucht heute noch bei den „Selverder Büschen“ im Kreis Leer auf. Der Busch lieferte das Nutzholz für den Hausbau , das Laub als

Futter, die Eicheln und Bucheckern für die Schweinemast. Aber auch das Vieh wurde dorthin getrieben, was zur Entwaldung und Verheidung führte. Die Tiere zerstörten durch Biss die Bäume und jungen Triebe, sodass sich am Ende nur noch die Heide verbreitete.

Zum gemeinschaftlichen Besitz gehörten auch die Heiden, die den Menschen als Schafweide und zum Plaggenabbau dienten. Das angrenzende Moor diente den Bewohnern der Geest als Brennstofflieferant; denn hier grub man den Torf.

Von diesen Gemeinschaftsflächen hatten nun jeder seinen Anteil. Den vollen Anteil erhielten die Bauern, die sogenannten „Hausmänner“, deren Höfe man als „volle Heerde“ bezeichnete. Diese lebten mit ihrer Großfamilie und ihrem Gesinde auf ihrem Anwesen. Haus und Garten wurden mit einer Hecke umgeben.

Die Größe der vorhandenen Feldfläche entschied darüber, wie viele Tiere insgesamt in der Gemarkung (Gesamtfläche des Dorfes) gehalten werden durften. Danach wurde jedem Hausmann eine entsprechende Viehzahl zur Haltung zugesprochen. In der Regel beaufsichtigte ein Hirte das Feld.

Die Viehzahl des einzelnen Hausmanns entschied auch über den Anteil an der Allmende. Das galt auch für den Anteil an Moor, Busch und Meede.

Weil die Meeden, wie das Wiesen auf der Geest genannt werden, an natürlichen Gewässern (Bagbänder Tief, Flumm, Fehntjer Tief, Hollener und Holtlander Ehe, Rorichumer Tief) lagen, wurden sie häufig überflutet. Dabei verteilten sich die angeschwemmten Nährstoffe nicht gleichmäßig. Der Gerechtigkeit halber wurden deshalb die Meedenstücke mit Hilfe eines Mattsteins alljährlich neu zugemessen. Die Meeden bildeten für die Geestdörfer den Heulieferanten.

Jeder Bauer des Dorfes hatte auch seinen Anteil an der Gaste, die nahe des Dorfes auf einem Geestrücken angelegt wurde. Nach Folkert van Dieken entschied die Größe des Anteils auch darüber, wieviel Plaggen er auf den Heideflächen stechen durfte.

Der Plaggenabbau war notwendig, da die Ackerflächen auf der Gaste ständig bewirtschaftet wurden. Jahr für Jahr wurde hier der „ewige Roggenanbau“ betrieben. Dies führte dazu, dass der Boden bald ausgelaugt war und dringend gedüngt werden musste. Zu diesem Zweck baute man in den Heiden die oberste Humusschicht ab und vermischte sie mit Stallmist, Stroh und Laubstreu. Danach wurde dieser Kompost mühselig auf die Gaste aufgebracht, die im Laufe der Zeit über einen Meter anwachsen. Für einen vollen Heerd benötigte man jedes Jahr mehr als 300 Ackerwagenladungen, um ausreichend Dünger zu haben. Für die Düngung eines Hektars Ackerland auf der Gaste benötigte man 20 bis 30 ha der Allmende, wo die Plaggen gestochen wurden.

Hof in Großsander bei Remels

Geestbauernfamilie in Großoldendorf

Natürlich beachtete man auf der Gaste auch die Regeln der Drei-Felder-Wirtschaft. Es wurde nämlich nur ein Drittel der Gaste gedüngt, das sich als Brache erholen musste. Die übrigen zwei Drittel des Ackers wurden bestellt. Im folgenden Jahr wurde dann die Brache eingesät und ein Drittel des zuvor bestellten Ackers wurde nicht bestellt, sondern lag brach. So konnte sich dieser Teil des Ackers erholen. Da immer wieder Getreide angebaut wurde, also eine reine Monokultur betrieben wurde, war dies auch zwingend erforderlich.

Da sich der Plaggenabbau jährlich wiederholte, kam es zu einer Auslaugung der Heideflächen, die sich häufig erst nach 10 Jahren, mancherorts sogar erst nach 20 Jahren regenerierten. Das

hatte zur Folge, dass immer größere Wald- und Buschgebiete abgeholzt werden mussten. So kam es, dass fast die gesamte ostfriesische Geest sich zu einer endlosen baumlosen Landschaft entwickelte, wie Barbara Bokern schreibt. Die Allmenden verkamen zu einer Heidelandschaft mit Binnendünen und Ebenen aus Flugsand, die zunehmend zu einer Bedrohung der lebenswichtigen Gasten in der Nähe der Dörfer wurden. Vor diesem Hintergrund ist auch die Aufforstung des Heseler Waldes zu sehen; denn die Flugsande kamen dicht an die Dörfer Firrel und Hesel heran.

Unsere Vorfahren zogen um die Gaste eine Wallhecke, um die Äcker vor dem Vieh zu schützen. Zu diesem Zweck wurden die Plaggen des Untergrundes abgetragen. Diese Plaggen wurden dann für die Außenseiten gebraucht. Der eigentliche Wallkörper wurde mit Erdreich aufgefüllt, das man von beiden Seiten des Walles aushob. Wenn man den Wall zur Hälfte aufgefüllt hatte, pflanzte man die ersten Sträucher. Danach wurden die Wälle mit weiteren Gehölzen wie Eiche, Erle, Vogelbeere, Weißdorn, Schlehe und anderen bepflanzt. Um die nötige Heckendichte zu gewährleisten, knickte man die jungen Triebe mit dem Knickmesser rechtwinkelig ab. Aus diesen Schößlingen sprossen dann neue Pflanzen, die dann nach einiger Zeit wiederum abgeknickt wurden. So entstand nach kurzer Zeit eine undurchdringliche Hecke, die von den Tieren nicht überwunden werden konnte.

Das Buschwerk nutzte man als Brennholz. Die nicht abgeknickten Schößlinge entwickelten sich zu Bäumen, die dann zum Teil auch als Bauholz für das Haus, den Wagen- und Gerätebau genutzt wurden. Wohlhabendere Bauern nahmen für das Ständerwerk allerdings lieber gerade gewachsene Stämme aus dem Wald, da die Stämme vom Wall oft sehr krumm gewachsen waren. Allerdings musste man auf das Holz der Wälle zurück greifen, da durch die schon angesprochene Zerstörung der Büsche, wie in Ostfriesland die kleineren Gehölze genannt werden, nicht genügend Holz zur Verfügung stand.

Neben der Gaste waren im Dorf auch die Triftwege von Wallhecken gesäumt. Auf diesen Wegen wurde das Vieh durchs Dorf getrieben. Auch Häuser und Gärten wurden umwallt, nicht selten zur Abgrenzung zu den Allmenden. Wenn ein Bauer viel Viehmist hatte, erhielt er von der Gemeindeversammlung das Recht, einen Kamp im Feld als eigenen Acker anzulegen.

Wenn die Besitzer der „vollen Heerde“, die Hausmänner, ihren Besitz unter ihren Söhnen aufteilten, besaßen diese nur noch einen „halben Heerd“. Die Hausmänner, die damals auch „Interessenten“, genannt wurden, waren auch die dörflichen Entscheidungsträger. Ihnen oblag die Regelung der Weide- und Gemeindeangelegenheiten: Verwaltung und Aufsicht des Gemeindebesitzes, das Eintreiben der Weidegelder, die Aufsicht über Stege, Brücken und Gewässer. Das Amt des Bauernrichters wurde zu St. Petri am 22. Februar aus der Reihe der vollen und halben Heerde vergeben. Auch die Unterhaltung der Kirche sowie der Auswahl des Pastors und des Lehrers zuständig, die sie unter drei Bewerbern auswählten, lag in den Händen der Hausmänner. . Deren Besoldung lag zum einen in der Hand der Warfsmänner. Zum anderen wurden die Kosten durch die Steuern, das „Gefälle“, das jedes Mitglied der Kirchengemeinde entsprechend seines Einkommens in Form von Naturalien zu begleichen hatte, bezahlt. Die Abgaben wurden zu Michaeli und Martini fällig, wenn die Ernte und der Viehtrieb beendet war.

Kolonistenfamilie in Firrel

Daneben gab es im Dorf noch die sogenannten „Warfsmänner“, die nicht am Gemeinschaftsbesitz der Markgenossenschaften beteiligt waren und auch nicht über einen eigenen Kamp verfügten. Sie erhielten aber von der Allmeinde ein Stück Land, auf dem sie eine Hausstelle mit etwas Land zum Eigenbedarf. Da man von diesem Besitz allerdings nicht leben konnte, verdingten sich die Warfsmänner als Tagelöhner, als Hirten oder arbeiteten als Handwerker und Gewerbetreibende.. Wenn sie erfolgreich waren, konnten sie durch Zukäufe einzelner Landstücke die Fläche eines viertel oder halben Heerdes erreichen.

Kolonistenhäuser in Vossbarg

Ganz arm und völlig ohne Besitz waren die Kammerleute („Kamersitters“), die in einem Raum zur Miete wohnten und etwas Gartenland bearbeiteten. In ihrer Lebensweise lebten sie wie auch viele Warfsleute und Kolonisten, so nannte man die auf der Heide und auf dem Moor ansässigen Siedler, noch bescheidener als die Geestbauern. Sie mästeten oft nicht einmal ein Schwein. Ihre Hauptmahlzeit waren Kartoffeln, die sie dreimal täglich mit Salz aßen. Dazu gabs Tee und Kaffee. Buchweizenpfannkuchen ergänzten den Speiseplan. Milch und Butter waren nur begrenzt vorhanden.

Vor diesem Hintergrund verwundert es nicht, dass im 19. Jahrhundert viele dieser Bevölkerungsschichten nach Amerika auswanderten. Ein Kolonist konnte von dem Verkauf seiner Landstelle die Überfahrt bezahlen und in der Neuen Welt, im Mittleren Westen Amerikas, eine homestead (Heimstatt) von 65 ha erwerben. Damit hatten sie den Besitz der meisten ostfriesischen Heerdbesitzer bei weitem übertroffen.

Eine große Veränderung trat in der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts ein, als die Markgenossenschaften aufgelöst wurden und der Staat die Allmenden aufteilte. Zuvor waren bereits durch das Urbarmachungsedikt von 1765 die Heideflächen und Hochmoorgebiete enteignet worden, um darauf den Kolonisten neuen Siedlungsraum zu geben. Die Allmenden wurden unter den Besitzern der ehemaligen Markgenossenschaften aufgeteilt. Jeder bekam entsprechend der Größe des Besitzes einen Anteil an der Meede, der Gaste, dem Feld, Moor und Busch.

Allmende in Weener-Möhlenwarf -letzte Allmende in Ostfriesland-

Im Gegensatz zu früher wurde nunmehr darauf geachtet, dass jeder Bauer gleichmäßig behandelt wurde. Jeder bekam Flurstücke in unterschiedlicher Qualität (Bodenbonität) zugewiesen. Auf diese Weise erhielten die Bauernfamilien Ländereien, die sich über die ganze Flur verteilten. Zu einer Arrondierung (Zusammenfassung) des Landbesitzes kam es dann erst in der 2. Hälfte des 20. Jahrhunderts. Nachdem den Bauern die unterschiedlichen Flurstücke zugeteilt wurden, wurden diese mit einer Wallhecke umgeben. Nunmehr galt es, das Vieh auf dem neu erworbenen Feldstück zu halten. Bei dieser Verkoppelung wurde der Bauer zu einem „Reisenden in der Flur“, wie Barbara Bokern es formuliert. In dieser Zeit kam es auch zur Aussiedlung mancher Höfe aus dem Dorfkern, da manche Bauern ihren Hof in der Nähe ihrer neu erworbenen Ländereien haben wollten.

Die Verkoppelung bescherte der Geest ihr charakteristisches Landschaftsbild mit ihren geraden Wallhecken, die jeweils immer einen Kamp einrahmen. Zugang erhielt der Bauer durch ein sogenanntes Heck, ein Tor aus Holz. Mittelalterliche Wallhecken, die einst die Gaste umgaben, sind an ihrer unregelmäßigen Linienführung zu erkennen. Häufig sind diese Wallheckenteile in die neu entstandenen integriert worden.

Landschaft bei Filsum

Da insbesondere durch die amerikanische Erfindung des Stacheldrahts die Anlage neuer Wälle überflüssig wurden, viele Wälle nicht mehr wie einst gepflegt wurden und auch verschwanden, wurden schon 1935 die Wallhecken unter Naturschutz gestellt. Trotz dieses Schutzes setzte sich fortan durch die mangelnde Wertschätzung dieses Kulturgutes, die veränderten landwirtschaftlichen Bedürfnisse und vor allem durch die rasante fortschreitende Ausbreitung von Siedlungsgebieten die Vernichtung der Wallhecken fort. So sind von den 40.000 km Wallhecke, die es einst in

Ostfriesland gab, nur noch 4700 km erhalten geblieben.

Eine Sonderrolle in der Besiedlung der ostfriesischen Geest nehmen die sogenannten „Upstrekendörfer“ am Geestrand ein. Nachdem im Mittelalter die Hohe Geest besiedelt war, kam es im 12. Jahrhundert zur Binnenkolonisation Ostfrieslands. Darunter versteht man, dass überzählige Bauernsöhne Siedlungen am Übergang der Geest zum Hammrich (Meeden), Niedermoor (Wolden) oder Hochmoor anlegten. In dieser Zeit entstanden die Siedlungsreihen von Riepe, Ochtelbur, Bangstede, Barstede, Wiegboldsbur, Uthwerdum, Victorbur, Simonswolde, Ayenwolde, Hatshausen im Meedengebiet des Kreises Aurich. Im Kreis Leer sind Nortmoor, Backemoor, Breinermoor, Neermoor, Veenhusen, Stapelmoor, Großwolde und Folmhusen zu nennen. Obwohl diese Siedler auf dem Geestrand lebten, konnten sie die vor ihren Höfen liegenden Wiesenflächen zur Heuernte nutzen und auf diese Weise vor allem Tiere halten, was auf der Hohen Geest begrenzt war. Das Upstreckenrecht ermöglichte den Siedlern darüber hinaus ihren Grundbesitz in der Breite ihres Anwesens soweit zur anderen Seite ins Moor zu treiben, bis man auf einen anderen Besitzer traf.

Dieses über Jahrhundere verbrieftete Recht wurde erst mit dem Urbarmachungsedikt von 1765 außer Kraft gesetzt. Aufgrund steigender Bevölkerungszahlen war Friedrich der Große daran interessiert, den Menschen, die in ihren Dörfern keine Lebensgrundlage fanden, neues Land zu geben, auf dem sie sich eine neue Existenz aufbauen konnten.

Der Siedlungsprozess auf der Randgeest und der Marsch war Ende des 13. Jahrhunderts abgeschlossen.

Messtischblätter von ausgewählten Upstrekensiedlungen

An dieser Stelle soll auch daran erinnert werden, dass an der Urbarmachung des ostfriesischen Binnenlandes die Mönche der Klöster großen Anteil hatten. Auf deren Siedlungstätigkeit weisen bestimmte Ortsnamen hin, die man im heute lutherisch-reformierten Ostfriesland nicht vermutete: Bedekaspel (Betkirche), Forlitz-Blaukirchen, Marienhaf, Marienwehr, Marienchor, Simonswolde und St. Georgiwold. Ortsnamen mit den Endungen -stede, -haf oder -hove haben oft die Bedeutung von Kirchhof: Bangstede, Barstede, Roggenstede, Marienhaf, Abickhaf, Resterhaf bei Dornum, Leerhaf, Burhaf, Engerhaf und Ihrhove.

Geestdorf Engerhaf
Geestdorf Egels bei Aurich

Besuch in einem ostfriesischen Geesthof

Auch wenn noch viele Bauernhäuser in den Dörfern oder in der freien Natur unsere schöne Landschaft prägen, so hat sich in den letzten 50 Jahren im Inneren dieser Häuser viel verändert. Das kann man auch gut verstehen, denn auch die schwer arbeitende Bäuerin möchte ein bequeme Heizung, allzeit verfügbares heißes Wasser, fließendes Wasser aus dem Wasserhahn, ein Badezimmer mit Waschbecken, Dusche und auch ein Spülklosett im Inneren des Hauses haben.

Früher sah es in den Bauernhäusern der Geest noch anders aus. Dies sieht man sehr schön, wenn man sich die alten Ansichtskarten von ostfriesischen Geestküchen anschaut. Wie bereits an anderer Stelle dargelegt, gab es in den alten Geesthöfen nur wenige Räume. Die Küche aber war der zentrale Raum des Hauses wie er es auch heute noch häufig ist. Hier kam die Familie zum gemeinsamen Essen zusammen, hier wurde an langen Winterabenden erzählt, gestrickt und gelesen. Zentraler Punkt der Küche war das offene Herdfeuer, das dann aber nach 1930 mit der Erfindung des Küchen-Stangenofens mehr und mehr verschwand. Heute können wir solche Kamine mit ihren aus Holland kommenden Delfter Fliesen, der gußeisernen Herdplatte und dem schmiedeeisernen Haalboom, an dem der Essenstopf aufgehängt wurde, noch im Heimatmuseum und im Haus

Samson der Weinhandlung Wolff in Leer, in Heimatmuseen von Weener und Norden bestaunen. Am offenen Herdfeuer saßen die Eltern in ihren „Hörnstoolen“, Lehnstühlen mit Binsengeflecht, während die anderen auf einfachen („Knoppstoolen“) Platz fanden. Das war nicht immer angenehm, hieß es doch nicht selten „van vöörn verbrannen un van achtern verklömen“. Gern hörten dann die Kinder den tausendmal erzählten Döntjes und Geschichten der Alten zu. Andere Ablenkungen gab es nicht.

Die Bedeutung des Herdes wird auch daran deutlich, das die Höfe nach ihren Größen in alter Zeit als „volle und halbe Heerde“ bezeichnet wurden zur Unterscheidung der nur wenig Land besitzenden Warfsleute und Kolonisten, ganz zu schweigen von den völlig besitzlosen „Kamersittern“, die es als Untermieter auch gab.

Ostfriesische Kamine nach Ernst Petrich

Zum Schatz einer Geestbauernfamilie gehörte ein großer Bestand von Zinngeschirr: große Teller, die in langen „Raakjes“ oder in reich geschnitzten Anrichten stolz zur Schau gestellt wurden, Becher, Krüge, Kannen, Butterdosen oder auch „Brannwienkoppkes“, aus denen bei Geburt eines Kindes Brantwein mit Rosinen („Kinnertönen“) gereicht wurden. Für traurige Anlässe gab es das „Tröstelbeerkoppe“. Wenn man bedenkt, dass manche Bauernfamilie auf der Geest Jahrhunderte auf demselben Platz ansässig war und ererbtes nicht einfach weggeworfen wurde, wird klar, welcher Schatz sich hier anhäufen konnte. Das gleiche galt auch für die Glasschränke („Buddeleschapp“), in denen das damals so beliebte rot-weiße

Ostfriesische Glasschränke nach Ernst Petrich

Porzellan aus der Thüringischen Porzellanmanufaktur Wallendorf zur Schau gestellt wurde. Das „Rot-Dresmer“ und „Blau-Dresmer“ genannte Porzellan kam durch Hausierer in die damals noch so abgelegenen Geestdörfer. In jeder Küche zeigte und schlug eine Halbkastenuhr oder Seewiefkeuhr die Zeit an. An der Innenwand zum Flur befanden sich die durchgehende Holzwände, in die zwei mit Türen oder Vorhängen zuschließende Butzen als Schlafplätze eingebaut waren. Diese konnte man meist nur mit einem Stuhl besteigen. In die Butzenwand war häufig auch eine Buddelei als „Nippschapp“ für besonderes Porzellan integriert. Die reich verzierten Bettpfannen aus Messing dienten zum Vorwärmen des mit Stroh aufgepolsterten Bettes. Ärmere Menschen mussten sich mit einem im Herdfeuer aufgewärmten Backstein begnügen. Nicht selten fristete eine Lachtaube in einem vom Hausherrn an langen Winterabenden gefertigten Käfig ihr Dasein.

Lachtaubenkäfig

Bauernküche in Barstede (Kreis Aurich)

Die von der Winterküche zu betretende Upkamer lag ein paar Stufen höher, da sich unter ihr ein niedriger Keller zur Aufbewahrung der Winterfrüchte befand. Die Upkamer wurde im allgemeinen nur zu besonderen Anlässen als „Wiehnachtkamer“ oder „Dodenkamer“ zur Aufbahrung der Verstorbenen genutzt. Später diente dieser Raum auch als zusätzliches Schlafzimmer. Hier hatten auch die in jedem Haus vorhandenen Kabinettschränke und „Kleerschappen“ ihren Platz. Und wie schon in den Jahrhunderten zuvor verwahrte man die Familienpapiere, Hofakten, Urkunden in uralten reich geschnitzten Deckeltruhen, die leider wie auch viele andere Dinge des Hauses in einem falsch verstandenen Fortschrittsglauben massenweise an Antiquitätenhändler verramscht oder vernichtet wurden.

Ostfriesischer Kabinettschrank

Das dörfliche Gulfhaus auf der Geest

Über viele Jahrhunderte sah es auf den Dörfern der ostfriesischen Geest ähnlich aus. Verstreut lagen an unbefestigten Sandwegen die Bauernhäuser, die der Fachmann Gulfhäuser nennt. Je nach Größe des Dorfes gab es neben einer Anzahl von vielleicht 10 größeren Höfen eine weitere kleinere Gulfhäuser, die man Kolonistenhäuser nannte. Im Baustil waren sie gleich: an ein Vorderhaus schloss sich die Scheune an. Nur in der Größe unterschieden sich die Häuser. In der Regel waren damals auch die Häuser der Handwerker und Kaufleute, die Gastwirtschaften und sogar das Pastorenhaus neben der alten Dorfkirche im gleichen Baustil errichtet worden. Das kam daher, dass damals der Pastor neben seiner Arbeit auch eine Landwirtschaft betreiben musste. Einige Bösewichter im Dorf sagten damals „He is Pastor, man arbeiden kann he ook!“. Auch die Dorfschule glich sich damals oft in ihrer Bauweise der Umgebung an.

Gruß aus Bagband

Das ostfriesische Gulfhaus setzte sich gegen Ende des 17. Jahrhunderts durch, als insbesondere auf der Marsch die Ernteerträge durch eine bessere Entwässerung immer weiter stiegen. Für das wertvolle Getreide brauchte man geschützte Lagerräume. Die Scheunen der Gulfhöfe wurden den Bedürfnissen und Ansprüchen der einzelnen Bauern angepasst. Das besondere der Gulfhäuser ist, dass Wohnteil und Wirtschaftsteil aneinander gefügt sind. Vorne wohnt die Bauernfamilie und direkt hinter ihrem Wohnhaus hat sie ihren Stall für das Vieh und die Scheune für das Heu und Getreide. Wie vor 300 Jahren prägen diese Bauernhäuser mit ihrer beeindruckenden Dachkonstruktion das Landschaftsbild und die Dorfansichten vieler Dörfer in Ostfriesland.

Im Gegensatz zu den großen Bauernhäusern der reichen Marschbauern waren die Gulfhöfe der Geestbauern, die Kolonistenhäuser der Heide- und Moorsiedlungen, die Fehnhäuser an den langen Fehnkanälen sehr viel kleiner, obwohl sie in der Konstruktion gleich sind. Das lag daran, dass Viehzucht und Getreideanbau nur für den Eigenbedarf betrieben wurde.

Bauernhof in Veenhusen

Typisch für das Gulfhaus ist der durchgehende Dachfirst vom Vorderhaus bis zum Ende des Scheunenteils. Als Dachfirst bezeichnet man die oberen Dachziegel auf der Spitze des Daches. Es fällt auf, dass auf der Geest die Vorderhäuser und die Scheunen abgewalmt sind. Weil man damals viel Reith und Stroh zur Verfügung hatte, deckte man nur den Wohnteil und die unteren Dachflächen der Scheune mit Tonziegeln, die teuer gekauft werden mussten. Die kleinen Gulfhäuser der Kolonisten und Warfsleute hatten meist nur Strohdächer.

In der Regel wurde schon damals der Wohnteil durch eine hohe steinere Brandmauer vom Scheunenteil getrennt. Das war auch eine Vorschrift der Brandkasse, wie sich die Feuerversicherung Ostfrieslands nannte. Man wollte vor allem verhindern, dass bei einem nicht selten vorkommenden Brand durch Selbstentzündung des Heus im Scheunenteil das Feuer auf das gesamte Anwesen übergriff.

Wenn man sich die Grundrisse der Gulfhäuser anschaut, fällt schon auf, dass sich unsere Vorfahren etwas Praktisches ausgedacht haben. Das Vorderhaus ist durch einen durchgehenden Gang vom Scheunenteil getrennt. Die alten Geestbauernhöfe haben im Vorderteil meist nur eine Winterküche und eine höher gelegene Upkamer, unter der sich ein halbhoher Keller befindet. Diesen Keller kann man betreten, wenn man das über der Kelleröffnung liegende Brett mit den fünf Trittstufen zur Seite anhebt. Äußerlich erkennt man die Lage der Upkamer an den höher liegenden Fenstern. In der Upkamer und der Winterküche, die als einziger Raum des Hauses damals mit einem offenen

Herdfeuer beheizt werden konnte, schlief die Bauernfamilie in Butzen. Das waren Schlafplätze, die in einer durchgehenden Schrankwand untergebracht waren.

Vom Gang betrat man den Scheunenteil durch die sogenannte Sommerküche, wo sich im Sommer auch das Leben der bäuerlichen Familie abspielte, der Spülstein mit der Pumpe seinen Platz hatte und die Butzen der Mägde und Knechte ihren Platz hatten. An die Sommerküche („Sommerköken“) schloss sich Karnhaus („Karnstee“) an. Hier wurde die Milch zu Butter und Käse verarbeitet. Auf größeren Höfen gab es auch wohl einen rund gepflasterten Platz, auf dem ein Pferd ein Räderwerk („Göpel“) antrieb, das den Karnvorgang in Gang setzte. Im 19. Jahrhundert wurden dann überall im Land Molkereigenossenschaften gegründet, die dieser Tierquälerei ein Ende setzten.

Vom Karnhaus führte der Weg in den Kuhstall, in dem das Vieh mit dem Hinterteil zur Gruppe, der Dungrinne, aufgestallt wurde. Am Ende des Kuhstalls befand sich auch das Plumpsklo („Gemack“). Abgetrennt vom Kuhstall befand sich an der hinteren Giebelseite der Pferdestall, über dem der Haferboden („Hill“) lag. In den seitlichen „Utkübben“ wurden die Geräte und das Holz gelagert sowie das Kleinvieh gehalten. Der hohe Gulfraum in der Mitte des Scheunenteils bot viel Bergeraum. Als Gulf bezeichnet man das Raummaß zwischen den hohen Holzpfeilern, die das gewaltige Ständerwerk tragen.

Der Viehhalter konnte hier das Heu lagern, dem Ackerbaubetrieb diente er zur Lagerung des Getreides. Im Winter wurde das Getreide auf der Tenne („Döskdeel“), deren Fußboden aus gestampftem Lehm bestand, gedroschen. Das Korn wurde dann auf dem Kornboden über dem Wohnteil gelagert.

Praktischerweise haben die Gulfhäuser eine Durchfahrtsscheune mit einem größeren Scheunentor am Achterende und einem kleineren am vorderen Scheunenteil. Das Fuhrwerk mit dem Getreide oder Heu passierte beladen von hinten den Gulf und verließ es unbeladen am Vorderende der Scheune. Bei Geesthöfen ist die Wand des Vorderhauses an dieser Stelle etwas eingerückt und abgeschrägt, damit das Scheunentor eingebaut werden konnte.

Die Planung und Ausführung des Gulfhauses lag in den Händen des Zimmer- und Maurermeisters („Timmerbaas“), der meist auf Treu und Glauben das Bauvorhaben ohne Kostenvoranschlag durchführte. Als Holz für das Stapelwerk nahm man Tannen- oder Eichenholz aus Wäldern, da das Eichenholz von den Wällen oft zu wild gewachsen und deshalb schwer zu bearbeiten war. Die Bauern holten das Holz mit dem Gespann aus dem Wald zu ihrem Bauplatz, wo es von den Zimmerleuten behauen und „auf Pass“ geschnitten wurde. Wer Geld hatte, ließ es in Sägereien genau zurecht schneiden.

Beim Bau übernahmen Familienangehörige und Nachbarn Handlangerdienste, indem sie den Keller und die Fundamentgräben aushoben und den Lehm Boden für die Dreschdiele einstampften. Erst wenn das Stapelwerk aufgestellt war, konnte mit dem Aufmauern begonnen werden. Bis zum 1. Weltkrieg wurde noch in Lehm vermauert, danach in Muschelkalk. Die Steine kamen meist von den Ziegeleien der Ems mit dem Schiff zu den nächstgelegenen Fehndörfern, von wo aus sie von den Bauern mit dem Gespann abgeholt wurden. Fenster und Türen wurden meist wintertags in der Werkstatt angefertigt.

Die Baumeister hielten sich an überlieferte Bauregeln, die dem Haus mit seinen gleichmäßig angeordneten Fenstern und Türen ein Gesicht gaben. Über den seitlichen Fenstern lagen meist niedrige Fenster in einem Drempelmauerwerk, das für einen größeren Bodenraum sorgte. Vielfach lagen die Fenster in weißen Blockrahmen. Die Fensterbänke waren aus Sandstein. Besonderen Wert legte man auf eine schöne Haustür mit unterschiedlichen Füllungen und einem durch gerautete oder

runde Aufleistungen geschmückten Oberlicht. Häufig wiederkehrendes Schmuckmotiv sind auch Palmetten als Symbol des Lebensbaumes. Das Oberlicht über der geschlossenen Haustür sorgte für die nötige Belichtung des Flures. Die in der Regel dunkelgrün oder braun gestrichene Haustür als Visitenkarte des Hauses wurde durch einen breiten vorstehenden Holzrahmen eingefasst. Am Fuße dieses Türrahmens aus Sandstein war oft das Erbauungsjahr des Hauses aufgemalt. Die Türschwelle „Drüppel“ war auch aus Sandstein, der ebenso wie die roten Sandsteinplatten auf dem Flur („Bremer Flooren“) auf dem Schiffsweg aus dem Weserbergland nach Ostfriesland kamen. Im allgemeinen wurden die Fenster durch grüne Fensterläden eingerahmt. Das Ortsgangesims an den Traufseiten war ebenso wie die weißen Windfedern an den vorderen und hinteren Giebelseiten aus Holz hergestellt worden. Damals waren auch die Regenrinnen aus Holz gefertigt. Die gleichmäßig verteilten Kuhstallfenster waren später aus Gusseisen und kamen nicht selten aus einer der drei Leeraner Eisengießereien.

Gusseiserne Fenster aus der Eisengießerei Boekhoff in Leer

Aus Schmiedeeisen waren die Balkenanker zur Befestigung der Balken und die Maueranker („Müüranker“) zur Halterung des Mauerwerks. Sie gab es in Form einer Blüte (Lebensbaum), eines Herzens oder einfachen Stäben. Häufig ließ der Bauherr sie auch in Zahlenform (Baujahr) oder Buchstaben (Initialen) anbringen. Mancherorts wurden die Höfe auch mit besonders geschmückten Giebelsteinen verziert.

Giebelsteine in ostfriesischen Bauernhäusern

Eine bauliche Einheit mit dem Gulfhaus auf der Geest bot auch das Koch- und Backhaus („Backhuuske“), das meist gesondert neben dem Haus stand, manchmal aber auch direkt angebaut war. Hier befand sich die Herdstelle für das Kochen des Schweinefutters. Das Backhaus hatte außen einen Backofen, in den von der Herdstelle aus Glut eingeschoben wurde. Hier wurde das Brot gebacken, hier wurde heißes Wasser zum Waschen aufbereitet, das Milchgeschirr gesäubert und auch die Hausschlachtung durchgeführt.

Was wäre der ostfriesische Geesthof ohne die dicht am Haus stehenden Lindenreihen, die ganz bewusst gepflanzt wurden, um das Wasser von den Fundamenten fernzuhalten.

Geesthöfe in Strackholt

Geesthof in Remels

Grundrisse ostfriesischer Gulfhäuser

Dörfliches Leben auf der Geest

Das Leben auf der Geest sah um 1900 anders aus als heute. Heute ist jedes Dorf über ein breites Netz von Bundes- und Kreisstraßen schnell erreichbar. Die ersten Chauseen, so nannte man damals die Landstraßen, die die ostfriesischen Städte untereinander verbanden, entstanden vor ungefähr 130 Jahren. Zur gleichen Zeit entstand eine Eisenbahnverbindung von Münster über Leer und Emden nach Norden-Norddeich sowie als Abzweigung die von Georgsheil nach Aurich. Später dann wurde das Binnenland durch Kleinbahnen erschlossen: Die ostfriesische Geest wurde durch eine Kleinbahnstrecke von Leer über Holtland-Hesel-Stikelkamp-Bagband-Strackholt-Großefehn-Aurich

Oldendorf-Holtrop-Aurich-Middels mit Abzweigungen nach Esens-Bensersiel und Wittmund erschlossen. Eine kurze Strecke verband im Oberledingerland Ihrhove über Glansdorf und Rhaude mit Westrhauderfehn. Die meisten Dörfer waren untereinander nur durch Sandwege verbunden, die insbesondere nach langen Regenfällen unpassierbar waren.

Die Menschen lebten in dörflicher Abgeschlossenheit und kamen vielleicht noch in die Nachbardörfer, selten jedoch in die Kreisstadt. Es sei denn, man hatte wichtige Amtsgeschäfte oder besondere Einkäufe zu erledigen, einen Jahrmarkt oder Viehmarkt zu besuchen oder im Krankenhaus eine Untersuchung durchführen zu lassen. Die Leute auf dem Land waren mit Arbeit so eingedeckt und hatten auch gar nicht das Geld, um in der Stadt Zeitvertreib und Abwechslung zu suchen. Das, was man zum Leben gebrauchte, hatte man in Haus und Hof, auf dem Acker und im

Garten. Das Wenige, das man kaufen musste, gab es beim dörflichen Bäcker oder Kolonialwarenhändler, der als Gemischtwarenhändler vom Tee über Kluntjes bis zu Petroleum und landwirtschaftlichen Geräten das bereit hielt, was man auf dem Dorf brauchte.

Alte Werbeanzeigen von Gemischtwarenhä

Ein Blick in alte Folianten der Kaufleute zeigt uns aber, dass die Menschen nur das kauften, was für ein aus ihrer Sicht angenehmes Leben notwendig war. Die Geestbewohner verfügten in der Regel nur über wenig Bargeld. Deshalb kam es nicht selten vor, dass man seine Schulden beim Kaufmann im Tausch gegen Eier oder andere Produkte bezahlte. Es war sowieso üblich, dass man seine Schulden an einem bestimmten Stichtag beglich, weil man dann über Einnahmen aus dem Verkauf der Ernte verfügte oder seinen Arbeitslohn als Handwerker, Arbeiter oder Knecht erhielt.

Gekauft wurde natürlich der Tee, der von jedem Kaufmann als eigene Mischung in einer Spitztüte mit Firmenaufdruck verkauft wurde. Der Tee war ein willkommenes Getränk, da das moorige Grundwasser nur in abgekochtem Zustand genießbar war. Vorher tranken die Ostfriesen sehr viel Braumbier und auch Korn. Es gab auf der Geest eine Vielzahl von Brauereien und Schnapsbrennereien („Kuurstookereien“). So soll es allein in dem Geestdorf Strackholt über 20 solcher Bauernplätze gegeben haben, auf denen man Schnaps brannte. Man darf nicht vergessen, dass der Alkohol- und Bierkonsum in Ostfriesland sehr hoch war und als Volksseuche galt. Deshalb wurden in allen Dörfern öffentliche sogenannte „Säuferlisten“ in einem Kasten sichtbar für alle ausgehängt. Auch deshalb hatte neben der Kirche der Staat ein großes Interesse an der Verbreitung des Tee- und Kaffeetrinkens.

Jeder ostfriesische Kaufmann hielt seine eigene Teemarke zum Kauf bereit

Natürlich wollte der Bauer auch auf seinen Pfeifentabak oder Kautabak („Slaatje“) von Bunting oder Steinbömer nicht verzichten. Bekannt war auch der Kautabak der Firma Schrimper in Oldenburg und der Firma Grimm & Triepel in Nordhausen. Beide Produkte wurden im Laden in schönen Keramikdeckeltöpfen verwahrt. Bei Kauf wurde ein Teil in Ölpapier abgewogen und verkauft. Der „Slaatje“ war insbesondere bei älteren Männern auf dem Lande beliebt und konnte zu jeder Tag- und Nachtzeit „achter de Kusen“ (hinter die Zähne) geschoben werden.

Zum gemütlichen Abend gehörte in ostfriesischen Häusern die lange Pfeife („lang Piep“, die nur im Sitzen („int Hörn biet Fүү“) geraucht werden konnte. Sie hatte eine Länge von 80-150 cm. In ihr rauchte man den Grobschnitt. In manchen Bauernhäusern wird dieses Requisit in einem besonderen „Piepenraakje“ noch in Ehren gehalten; denn nicht selten waren die weißen Pfeifenköpfe von heimischen Porzellanmalern (Graef in Walle) mit Landschaftsbildern oder Widmungen versehen.

Später verwendete man mehr und mehr die halblange Pfeife den Krüll- und Mittelschnitt. Der sogenannte „Bostklopper“ machte das Rauchen auch im Freien und bei der Arbeit möglich. Beliebt war auch die Shag-Pfeife („Stummelpiep“) für den „Schwarzen Krauser“. Weit verbreitet waren auch die Tonpfeifen, die zum Teil auch in Ostfriesland hergestellt wurden.

Als lose Ware verkaufte der Kaufmannsladen („Hökeree“) Kluntjes und Zucker, Gries, Sago oder Reis. Essig und Senf wurden aus großen Steinkrügen ebenfalls lose verkauft. Abgepackte Ware, so wie wir sie heute hauptsächlich kennen, kam damals erst sehr langsam auf. Als erster Teekaufmann kam Onno Behrends in Norden auf die Idee, seine Mischung in gleichbleibender Qualität und Aufmachung und gleichem Preis unter seinem Namen unters Volk zu bringen. Ein ostfriesischer Markenartikel war geboren. Ihm sollten weitere folgen: Korn von Doornkaat aus Norden und Koolman-Ecks aus Weener.

Bünting Tee und Zwieback von Warsing aus Leer, Emders Kissentjes von Opifera oder Polak-Pudding aus Weener. Die Firma warb mit dem Spruch „Halt deinen Mann am Bändelchen mit Polaks Mändelchen.“

Essen und Trinken im Tageslauf

Der Tagesablauf wurde in den Dörfern durch die Essenszeiten bestimmt, hieß es doch landläufig: „gaar of nich gaar, um twalf Üür is Middag“. (gar oder nicht gar, um zwölf Uhr ist Mittag). Das Frühstück gab es auf der Geest nach dem Melken zwischen 7 und 8 Uhr und das Abendbrot nach Feierabend zwischen 18 und 19 Uhr. Vormittags wurde ein „Elfüürtje“ gehalten, bei dem es Tee und Brot gab. Um 15 Uhr wiederholte sich dies.

Das Frühstück war auf der Geest deftiger als in der Marsch. Man aß Bratkartoffeln, Spiegeleier oder Eierkuchen („Ei int Pann“) Für Arbeiten im Moor nahm man in Speck gebackene Pfannkuchen mit. Zum Frühstück gab es auch aufgewärmtes Essen vom Vortag („upwarmt Eeten), Buttermilchbrei („Karmelkbree“) oder Roggenmehlbrei („Roggenmehlflupp“) Dazu wurde Schwarzbrot mit Butter und Handkäse oder Schafskäse gegessen. Im Übergang zum Moor aß man auch Buchweizenbrei und Buchweizenpfannkuchen. An Sonntagen aß man auch wohl Zwieback mit Milch („Tweeback mit Melk“) und Weißbrot („Stuut“)

Auf der Geest, der Ostfrieser sagt „upt Land“ nannte man das zweite Frühstück, das häufig bei der Arbeit auf dem Land eingenommen wurde, auch Vesper („Schofftied“). Man suchte dann eine schattige Stelle am Wall („int Schul“). Wenn Feld- und Erntearbeiten anstanden, brachten die Kinder der Bauernfamilie „Drinken un Botterbroden nat Land“. Die Mahlzeit bestand aus Tee und Malzkaffee, Wurst-, Schinken- und Käsebroten („Keesbrügg“). Beliebt war auch eine Auflage mit Zucker. Wenn die Arbeitsstelle weit entfernt im Moor oder in der Meede (Wiesenflächen) lag, nahm man die Tagesverpflegung in einer Kiste („Swälkerkist“) mit. Auch ein Fass Braunbier durfte bei der schweren Arbeit in der Meede, wenn das Gras geschnitten und zusammengeharkt werden musste, nicht fehlen.

Das Kochen war die Aufgabe der Bäuerin und älteren Tochter. Wenn alle bei der Ernte helfen mussten, übernahm diese Arbeit auch wohl die Oma, die ja meistens mit ihrer Familie auf dem Hof lebte. Das Essen musste meist schon um 8 Uhr morgens aufs Feuer gesetzt werden. Nachdem das Gemüse abgekocht und das Wasser abgegossen war, wurde es stundenlang mit dem Speck zusammen gekocht, bevor die Kartoffeln hinzugegeben wurden. Wenn der Speck herausgenommen wurde, stampfte man Kartoffeln und Gemüse zusammen („dörstampt Eeten“). Auf der Geest und in den Moorrandsiedlungen kochte man bis vor 50 Jahren noch auf dem offenen Herdfeuer. Dies, obwohl es schon vor 1900 die Kochherde der Firma Küppersbusch gab. Auf der Geest hielt man sehr viel länger an althergebrachten Gewohnheiten fest. Später setzten sich die emaillierten, manchmal mit Landschaftsmotiven geschmückten Stangenöfen durch, die in manchen Bauernhäusern noch ihren Dienst tun.

Häufig war es auch so, dass man im Winter über dem Herdfeuer kochte, das sich in der Winterküche befand, während im Sommer in der Sommerküche auf dem Kochherd gekocht wurde. Die schweren gusseisernen Töpfe und Pfannen gebrauchte man nur am Herdfeuer. Pfannen hingen

am „Hangisder“ über dem Feuer, Kessel und Töpfe hingen am „Haalboom“, der an der Zahnung verstellbar werden konnte oder an einer drehbaren Schlange, die am Kaminrahmen befestigt war. Dreifußtöpfe stellte über ein kleines Feuer. In diesen Töpfen wurde das Essen warm gehalten oder Brei gekocht.

Alte Bäuerin mit Spinnrad

Bauer Stumberg in Rechtsupweg

Das Zinngeschirr, das auf der Geest in großer Anzahl vorhanden war, fand bis 1900 Verwendung. In allen ostfriesischen Städten gab es über die Jahrhunderte Zinngießerzünfte, die den großen Bedarf deckten.

Später setzten sich Kuppen, Schüsseln und Teller aus Steingut und Emaille durch. Wohlhabendere Bauern hatten auch wohl Porzellangeschirr für Festtage. Der Löffel war das wichtigste Besteckteil, da das Essen fast immer als Suppe oder durchgestampft gereicht wurde.

Das Essen wurde auf der Geest von der bäuerlichen Familie gemeinsam mit dem Personal, den „Dennsten“, eingenommen. Der gescheuerte Tisch war so groß, dass alle daran Platz fanden. In kinderreichen Familien mussten die größeren Kinder bei Tisch stehen. Ihnen wies man Plätze an den Ecken an. Alle, die auf dem Hof arbeiteten, zählten auf dem Land zu „uns Volk“. Es war aber üblich, dass bei Tisch eine Rangordnung eingehalten wurde. Die Eltern saßen an den Kopfen.

Die Mahlzeiten begannen mit dem gemeinsamen Tischgebet, das meistens der Vater oder Großvater sprach. Die Mützen wurden dabei abgenommen und vor das Gesicht gehalten. „De door boben uns sitt, de seggen uns dit“ (Der da oben sitzt, uns dies segnet) Nach dem Essen dankte man mit den Worten: „God Loff un Dank vöör Spies un Drank. Aomen“.

Das „dörstamp Eeten“ (Eintopf) wurde von der Bäuerin in einer Kuppe auf den Tisch gestellt; ebenso die Suppenschüssel, aus der sie den „Dennsten“ (Gesinde) zuvor etwas auftat. Hinterher konnte sich jeder mit einer Suppenkelle („Schleef“) selbst etwas auf tun. Die Hausfrau teilte jedem auch ein Stück Speck und eine Mettwurst zu („Schlachtens“). Das größte Stück Speck von der Dicke des Ostfriesischen Gesangbuches stand dem Bauern oder Großknecht zu.

Ostfriesen beim Koppke Tee

Bratkartoffeln und aufgewärmtes Essen aß man gemeinsam aus einer gusseisernen Pfanne, die mit einem Untersatz auf die Mitte des Tisches („Taofel“) gestellt wurde. Auch wurde der Brei aus der „Breekumm“ gelöffelt. „Ruge Tuffels“ (Pellkartoffeln) hingegen wurden auf den Tisch geschüttet und jeder konnte nach Bedarf sich welche nehmen und abpellen. Dann stipte (tauchte) man sie in die Pfanne mit heißem Stippfett ein und legte sie aufs Brot.

Der Speiseplan wurde von den Jahreszeiten bestimmt und davon, was man selbst angebaut und zur Verfügung hatte. Weil das Essen in einem Topf über dem Herdfeuer zubereitet wurde, gab es meist nur „dörstamp Eeten“, zu dem aber immer ein Stück Speck gehörte.

Eine kleine Speisenauswahl von immer wiederkehrenden Gerichten sei hier genannt: Im Sommer kamen große Bohnen („Peerbohnen“) und grüne Bohnen, Wurzeln und Buskohl auf den Tisch. Pfannkuchen mit Bickbeeren oder Reissuppe mit Fleisch ergänzten den Speiseplan. Ein Sonntagsessen war auch „Mehlpüüt“ mit Zuckererbsen und Schinken, Mehlpüüt mit Birnen oder Reis mit Zimt und Rosinen. Als Vorsuppe brachte die Hausfrau auch wohl Korinthen-, Cremortartari-, Pflaumen- oder mit Sago angedickte Schokoladensuppe auf den Tisch. Als

Nachtisch gab es an solchen Tagen eingelegte Pflaumen, Kirschen, Kürbis und später auch Pudding.

Im Winter griff man auf eingemachte Früchte, in großen Steingutöpfen eingepökelte Schnippelbohnen und „insett Buskohl“ (Sauerkohl) oder getrocknete Bohnen („insett Bohntjes“) und graue Erbsen oder Pferdebohnen (große Bohnen) zurück. Diese wurden dann mit einer Speck- und Zwiebelsoße übergossen, weshalb man sie im Volksmund „smeerig Aarten und Bohnen“ nannte. In dieser Zeit aß man auch häufig Grünkohl und Steckrübeneintopf. Als Leckerbissen nach getaner Erntearbeit galt auch „Plumengöört“ (Pflaumengrütze) und Reis mit Rosinen, Zimt und Zucker.

Zum Abendbrot gab es neben dem aufgewärmte Essen vom Mittag, Bratkartoffeln, Buttermilchbrei („Karmelkbree“), Milchsuppe mit Haferflocken oder eingedickte Hafergrütze, Reis und Nudeln.

Auf dem Lande mussten die Vorräte vor dem Verderben geschützt werden. Deshalb wurden Fleisch, Speck und Schinken eingesalzen, für einige Wochen in ein Pökelfass gelegt und dann anschließend zum Trocken in den „Wiem“ der Winterküche gehängt. Der Wiem bestand aus Latten, die an der Balkenlage befestigt waren. Auch die Mettwürste und Pümmelwürste wurden hier an der Nähe des offenen Herdfeuers aufgehängt. Dieser bäuerliche „Reichtum“ gehörte zum altvertrauten Bild aller Dorfküchen.

Ostfriesische Bauernküche um 1900

Den Speck bewahrte man in einer Speckkiste, Schinken, Würste und Fleisch an einem luftigen Platz an einem luftigen Platz auf dem Boden. Ausgelassenes Fett verwahrte man in Steintöpfen. Bohnen und Kohl wurden nach dem „Strüppeln“ (Abziehen der Fäden) mit Hilfe einer von Hand betriebenen Schnippelbohnenmaschine geschnippelt. Reife, weiche Bohnen zog man zum Trocken auf dünnem „Bohnteband“ auf, die dann in langen Reihen in der Küche an der Decke aufgehängt wurden. Für die beliebten Suppen wurden hartschalige Bohnen und Erbsen getrocknet. Im „Görtschapp“, einem Schrank, der wie ein Sekretär aussah, gab es Fächer für Grütze, Bohnen, Erbsen, Linsen und ähnliches.

Die Früchte des Gartens wie Pflaumen, Kürbis, Birnen, Rote Beete oder Gurken wurden in Steintöpfen in Essig eingelegt. Eier legte man in ein Wasserglas. Natürlich mussten die Vorräte immer wieder kontrolliert werden, damit sie nicht verderben. Eine große Erleichterung trat ein, als die Firma Weck nach 1900 mit ihrer Methode des Einkochens („Einweckens“) die Arbeit der Hausfrau wesentlich erleichterte.

Die vielen Backhäuser auf der Geest erinnern daran, dass das Brot im allgemeinen selbst gebacken wurde. „Sülvstbackt Brot“ hatte einen guten Klang. Weißbrot („Stuut“) wurde nur zu Festtagen gebacken.

In den milchreichen Monaten wurde auf den Bauernhöfen selbst gebuttert. Die Butter wurde dann in Steintöpfen eingezalzen. Bis zum Aufkommen der Molkereien stellte man auch den Käse selbst her.

Die Ostfriesen sind von jeher ein besonders gastfreundliches Volk. Man war in guten wie in schlechten Tagen aufeinander angewiesen und nachbarschaftliches Füreinandereinstehen wurde groß geschrieben. Getreu des Mottos: „Beeter een goode Naber as een ferne Fründ“. Allzeit stand zwischen den Mahlzeiten der „Treckpott“ mit Tee „up Taofel“. Die Teefirma Russell in Emden warb indes mit dem bekannten Slogan „Ostfriesische Gemütlichkeit hält stets ein Tässchen Tee bereit!“ Zum Tee wurden Plätzchen („Kookjes“) gereicht. Tee gab es zu allen Tageszeiten, vor und

nach der Arbeit auf Hof und Feld.

Wenn unerwartet zur Mittagszeit Besuch erschien, bat man ihn mit den Worten „Schickt man eben bi mi“ zu Tisch. Von den Nordern allerdings ist folgender Spruch überliefert: „Hebben Ji Lüst mit uns to eeten? Ik denk van nee! - Dat seggt de Nöörder, wenn die Emders komen.“ Vielleicht sollen solche Sprüche auch nur auf die Animositäten hinweisen, die es bekanntlich immer zwischen den Nachbarstädten gab. So bekanntermaßen auch zwischen Emden und Leer.

Brauchtum auf der Geest im Jahreslauf

Die bäuerliche Lebenswelt wurde durch die immer wiederkehrenden Arbeiten in Haus und Hof, durch die Tätigkeiten auf Feldern, Äckern, Wiesen und auf dem Moor bestimmt. Da neben dem Besuch im örtlichen Gasthaus, der Teilnahme an Versammlungen des Kriegervereins, des Schützenvereins oder der Jägerschaft nur wenige Möglichkeiten der Abwechslung bestanden, griff man um so lieber auf die überlieferten Traditionen zurück. Da damals anders als heute der Lebenskreis sich auf das Dorf und vielleicht noch auf die Nachbardörfer beschränkte, verwundert es nicht, dass sich in den verschiedenen Landesteilen Ostfrieslands über Generationen eigene Sitten und Gebräuche entwickeln konnten.

Neujahr und Dreikönigssingen

Regional einheitlich war das „Neejahrsloopen“. Überall im Lande zogen die Kinder von Haus zu Haus, um den Bewohnern „vööl Glück un Segen to wünschen“. Voller Erwartung bekamen sie dann Neujahrskuchen, Knedewaffeln, Prüllkes oder Korinthenstutjes. Für die Erwachsenen war der ganze Monat Januar Besuchstag. Neujahrskuchen und Kirschbranntwein („Karsbrannwien“) standen den Gästen bereit.

Aus manchen Geestgemeinden ist auch das Singen des „Steerdreihelerleedes“ überliefert, das von sogenannten Sterndreihern, meist ärmeren Leuten, von Neujahr bis zum 6. Januar vorgetragen wurde. Sie trugen am Stern befestigten Stock vor sich her und liefen von Haus zu Haus. Für ihr Singen erhielten sie eine Mettwurst oder Speck. Da mancherorts dieser Brauch des Dreikönigssingens in Bettelei ausartete, hieß es dann im Volksmund auch „Die heiligen drei Könige mit ihrem Stern. Sie essen und trinken und zahlen nicht gern.“

Dienstbotenwechsel

Einen großen Stellenwert nahm die gesamte Osterzeit („Paasketied“) ein. Von altersher war es üblich, dass die Mägde und Knechte am Tag nach Ostern oder am 1. Mai ihre Stelle wechselten. An diesem Tag wurde auch der Jahreslohn ausgezahlt.

Bild Dienstboten

Judica

Ein wichtiges Ereignis für die Kinder, aber auch für die übrige Familie war das Judicaexamen, das in der Kirche oder der Schule abgehalten wurde und in dem die Kinder unter Beweis stellen sollten, was sie an Bibelsprüchen und Gesangsbuchversen gelernt hatten. Natürlich wollten sich Lehrer und Eltern hierbei nicht vor der Gemeinde blamieren. Auch das Singen im Chor oder das Vortragen biblischer Wechselgespräche spielte eine große Rolle. Das Examen wurde vom Pastoren abgenommen, der ja auch die Schulaufsicht ausübte.

Die Eltern unternahmen alle Anstrengungen, damit das Kind auch äußerlich vor der Gemeinde den besten Eindruck hinterließ. Nach Möglichkeit erhielten sie neue Kleider und Schuhe „vöör de

mooiste Dag vant heel Joor.“ In ärmeren Schichten wurden die alten Schuhe mit Öl „blank maakt“. Das Haar der Mädchen wurde am Abend zuvor mit Teelot aus den Teekisten eingewickelt, so dass sie am nächsten Tag für diese Unbequemlichkeit mit schönen „Krullerkes“ (Locken) belohnt wurden.

Zu diesem besonderen Tag wurde die Klasse mit Tannenzweigen, Buchsbaum und Efeuranken ausgeschmückt. Daneben wurden bunte Papierketten und eine mit Papierblumen und Bändern umwickelte große Reifenkrone aufgehängt.

Am Nachmittag gabs für die Kinder nach der Prüfung „Sukkerlaa“ (Schokolade) mit Zwieback und Teekuchen. Das war damals etwas ganz Besonderes. Den Abschluss bildeten dann Spiele. Stolz präsentierte dann jeder Junge seine Judicabraut.

Palmarum

Im Auricherland wurde der Tag Palmarum besonders begangen. Die Kinder erhielten dann einen Palmzweig, der zuvor von einem Weidenbusch geschnitten und dann der Mutter übergeben wurde. Am nächsten Morgen stand dann der Palmenstrauch am Bett. An ihm spannten sich Girlanden von Rosinen von Zweig zu Zweig. An ihnen hingen Backpflaumen und Plätzchen. Voller Stolz zog man dann in den Garten und zeigte seine Gabe in der Nachbarschaft.

Ostern

Von jeher übt das Osterfest auf die Kinder eine besondere Faszination aus. Schon in der Woche vor Osten gingen sie von Haus zu Haus und ließen sich Eier schenken. Für eine braungelbe Farbe wurden sie in eine Brühe von ausgekochten Zwiebschalen getaucht. Gras- und Roggenhalme mussten für eine grüne Farbe ausgekocht werden.

Die Tage der Osterwoche hatten in Ostfriesland besondere Namen: Nach dem Palmsönndag folgte der blau Maandag, de geel Dinsdag, de witt Middweek, de gröön Dönnerdag, de still Freedag und de husenbusen Saterdag, an dem Haus und Scheune gründlich gereinigt wurden.

Am Ostersamstag wurden überall wie auch heute noch die Osterfeuer abgebrannt. Zu diesem Zweck zog die Jugend früher von Hof zu Hof, um Strauchwerk einzusammeln, dass dann nach der Aufschichtung bewacht werden musste, damit es nicht schon vor dem eigentlichen „Paaskefüt“ von von anderen Gruppen aus dem Dorf abgefackelt wurde.

Mit Ostern waren auch bestimmte Spiele verbunden wie das Hikken-Bikken, bei dem die Gegner das Spiel mit dem Ausruf „Ei um Ei“ beginnen und die Eier mit der Spitze gegeneinander schlagen. Am „eiertrüllenden Maandag“ ließ man die Eier von Wällen herabrollen und derjenige, dessen Ei am weitesten kullerte, hatte gewonnen. Beim Eierwerfen auf der Wiese ging es darum am weitesten zu werfen. Beliebt war auch das „Eiersmieten“, bei dem eine Schleuder benutzt wurde. Derjenige, dessen Ei am längsten heil blieb, war der Sieger. Alle beschädigten Eier wurden dann an Ort und Stelle verzehrt.

Für die Dienstboten gab es zu Ostern Eier und Stuten satt. Dann gab es auf den Höfen ein richtiges Eierwettessen.

Konfirmation

Die meisten Menschen waren damals in ihrem Glauben fest verankert. Eine wichtige Hinführung dazu war die Konfirmandenunterricht („Konfitje“, „nad Stuuw gaan“). Streng christliche Eltern

ließen ihre Kinder erst konfirmieren, wenn sie annahmen, dass diese über die nötige Reife verfügten. Konfirmandenprüfungen gab es nicht in allen Dörfern. Im allgemeinen war es üblich, dass der Pastor den Konfirmandenspruch aussuchte, der dann eingerahmt später im Schlafzimmer seinen Platz fand. Er musste von den Kindern fürs ganze Leben im Herzen bewahrt werden, sollte ihnen Richtschnur als Christ sein. Feiern wie heute üblich, kannte man in der Form damals nicht. Vielleicht wurde ein Huhn geschlachtet oder es gab nachmittags Kuchen oder Zwieback. Die eingeladenen Frauen schauten sich dann die Geschenke an und die Männer machten einen Rundgang durch den Stall und über die Felder.

Die Konfirmanden wurden nach der Einsegnung als vollwertige Gemeindemitglieder angesehen („fullwussen Leden“). Sie durften nun an gemeinsamen Spaziergängen teilnehmen und auch an Gesprächen teilnehmen, was vorher in Anwesenheit Erwachsener nur möglich war, wenn sie gefragt wurden. An diesem Tage besuchte der Pastor alle Kinder zu Hause.

Als Geschenk erhielt man von den Eltern oder den Paten ein Gesangbuch, das häufig mit dem Anfangsbuchstaben oder einem silbernen Beschlag versehen war. Oft wurden diese auch in der Familie weiter gegeben, wobei dann über Generationen die Namen der neuen Besitzer im Deckblatt eingetragen wurden. Während die Jungen zu diesem wichtigen Tage oft eine Taschenuhr erhielten, bekamen die Mädchen ein silbernes oder goldenes Kreuz am Samtband, ein goldenes „Schlött“ oder einen Fingerring überreicht. Gerne wurden dann diese Schmuckstücke schon bei der Konfirmationsfeier getragen.

Zur Feier des Tages trugen die Mädchen dunkle Kleider, wobei das Haar aufgesteckt wurde. Oft hatten die Kleider Samtstreifen mit einem Stehkragen. Schmuck wurde dabei häufig nur von Bauerntöchtern getragen. In reformierten Gemeinden galt das Tragen von Samt und Seide als weltliche Prunksucht, was sich an diesem Tag nicht ziemte. Das sah man auf der lutherischen Geest anders.

Die Jungen trugen an diesem Tag ihren ersten Anzug („Sönnagspackje“), der ihn nicht selten ein Leben lang begleitete, wurde er doch häufig als Hochzeit- und Sterbekleidung getragen. Auch die Eltern trugen an diesem Tage schwarze Kleidung: der Bauer einen Schlipprock, der Kolonist ein Jackett. Mütter trugen über dem Kleid ein schwarzes Tuch.

Maibaum

Seit Urzeiten gehört das Aufstellen eines Maibaums zu den dörflichen Höhepunkten. Er wurde immer in der Mitte des Dorfplatzes aufgestellt. Zu diesem Zweck wurde eine lange Stange mit Tannen- und Birkenzweigen, Girlanden, Bändern und Kränzen geschmückt. Er konnte dann in der ersten Nacht des Mai von der Jugend des Nachbardorfes geklaut werden. Um Krawall und Schlägereien zu vermeiden, wurden Regeln aufgestellt, die genau festlegen, unter welchen Bedingungen ein Baum als gestohlen gilt. Er kann nur in der Zeit vom Aufstellen bis zum Sonnenuntergang geraubt werden, wobei er unbewacht sein muss. Er gilt es rechtmäßig erworben, wenn man im unbewachten Augenblick mindestens drei Spatenstiche am Baum vorgenommen hat. Von dem Augenblick an muss er von den neuen Besitzern genauso bewacht werden wie der eigene. Später wird er dann neben dem eigenen auf dem Dorfplatz aufgestellt. Nach einigen Wochen wird er dann feierlich zurück gebracht, was dann entsprechend gefeiert wird.

Brautpfad legen

Dieser Himmelfahrtsbrauch war vor allem im Auricherland und im Norderland bekannt. Zu diesem Zweck zogen die Kinder schon einige Tage vor Himmelfahrt in den Wald und in die Wiesen, um Moos und Blumen zu sammeln. In der Morgenfrühe des Himmelfahrtstages wurde dann der Brautpfad („Bruutpadd“) auf einem Untergrund aus weißem Sand in verschiedenen Motiven ausgelegt. Kirchen, Glocken, Bauernhäuser, Schiffe, Windmühlen oder die Zeichen für Glaube-

Liebe-Hoffnung (Kreuz, Herz und Anker) waren beliebte Motive, die mit Moos eingerahmt wurden. Stolz präsentierte man dann die Kunstwerke den Spaziergängern.

Ursprünglich geht dieser Brauch auf das traurige Schicksal eines Liebespaares zurück, das an ihrem Hochzeitstag gemeinsam stirbt.

Diese Sitte ist immer mehr in Vergessenheit geraten, weil immer mehr Wälle und Wiesen durch die Bebauung um Aurich verschwunden und immer weniger Feldblumen zu finden sind.

Pfingsten

Gerade auf der baumreichen Geest wurden früher zu Pfingsten die Scheunentore, Gartenpforten, Dachfirste und andere hohe Punkte mit Birkengrün geschmückt. Das galt auch für die Kirche. Auch Fuhrwerke, Latwagen, Mastspitzen und Fahrräder wurden mit Pfingstbüschen verschönert.

Martini

Das Martinifest war ursprünglich das Erntefest der alten Friesen gewesen. Das Christentum hat dann später Feste aus heidnischer Zeit übernommen und ihnen einen christlichen Sinn gegeben. Auf diese Weise wurde der 316 geborene Heilige Martin, der Bischof von Tours war, zum Schutzpatron des Martinstages. Er wurde im Nordwesten Europas sehr verehrt und noch heute erinnert die mächtige Martinikerk auf dem Groninger Marktplatz an ihn. Seit der Reformation, bei der unsere katholischen Vorfahren auf der Geest zu lutherischen Protestanten wurden, ist die Erinnerung an ihn verblasst und Martin Luther an seine Stelle getreten. Die Eltern Luthers hatten ihren Sohn seinerzeit nach dem heiligen Martin genannt.

Auch vor 100 Jahren zogen die Kinder mit Kipp-Kapp-Kögeln, wie man die Laternen nannte, durch die Straßen, um sich Äpfel, Nüsse, Pfennige und Gebäck zu ersingen. Wenn man kein Geld für eine gekaufte Laterne hatte, nahm man eine ausgehöhlte Runkelrübe oder Kürbis, in den man eine selbst gegossene Talgkerze stellte. Manche stellten ihre Kerze auch einfach nur auf einen mit buntem Papier verkleideten Kohlstrunken.

Jugendliche verkleideten sich an diesem Abend mit einer selbst hergestellten Maske („Skebellskopp“) und erschreckten damit manchen Dorfbewohner. Verbreitet war auch das Radau machen mit dem „Rummelpott“. Dazu nahm man ein bis zur Hälfte gefülltes Kuhhorn und spannte darüber ein Stück Schweinsblase.

Bild Laternen

Sünnerklaas – Nikolausfest

Sünnerklaas war ursprünglich das friesische Fest der Bescherung, das es ja auch heute noch in Holland ist. Der heilige Nikolaus war der Schutzpatron der Seeleute und Kaufleute und viele Kirchen im Nord- und Ostseeraum sind ihm geweiht. Häufig verkleideten sich Knechte als Sünnerklaas und klopfen an die Fenster oder ritten auf einem Schimmel von Haus zu Haus. Deshalb stellten sie Teller mit Grünkohl und Schwarzbrot zur Stärkung des langen Weges auf. Am nächsten Morgen schaute man dann voller Erwartung nach, was Sünnerklaas gebracht hatte: einen Stutenkerl mit Rosinen, einen Rieder up Peerd oder Speklatius, das „Sünnerklaasgood“ genannt wurde und das vom Dorfbäcker mit Hilfe kunstvoll geschnitzter Formbretter hergestellt wurde.

Aus Holland verbreitete sich auch auf der Geest der Seefahrerbrauch des Knobels, der in Bäckereien und Gastwirtschaften stattfand. Wie auch heute noch versammelten sich die Spieler, um für einen geringen Einsatz Torten, Enten, Hasen oder andere Dinge zu gewinnen. Zu diesem Zweck

geht ein Lederbecher mit einem Würfel reihum und wer die höchste Augenzahl vorweisen kann, hat gewonnen.

Bild Stutenkerl Rieder up Peerd

Weihnachten

Die ersten Weihnachtsbäume tauchten in Ostfriesland in den Pastoren- und Lehrerhäusern auf. Danach setzte sie ihren Siegeszug zuerst in den holzreicheren Gegenden der Geest fort. Später fehlte sie keiner noch so armen Hütte. In den reformierten Marschgebieten wurde der Weihnachtsbaum hingegen noch lange als heidnischer Firlefanzen abgetan.

Man schmückte ihn um 1900 mit selbstangefertigten Papierrosen, Sternen, versilberten oder vergoldeten Nüssen, roten Äpfeln, braunen Kuchen und bunten Zuckerkringeln, Johannisbrot, Rosinen- oder Pflaumenketten. Gekauften Schmuck sah man nur in wohlhabenden Häusern. Auch Kerzen waren teuer und dementsprechend ging man sparsam damit um.

Kindheit auf der Geest

Aus den überlieferten Kindheitserinnerungen alter Menschen kann man sich ein Bild machen über das Leben auf der Geest zur Zeit der Jahrhundertwende. Wissenschaftler haben in Ostfriesland für die alten Geestdörfer Holtland und Hesel sowie für die Geestrandgemeinde Theene im Kreis Aurich genauere Untersuchungen angestellt, die nicht nur auf Erzählungen beruhen.

Das Leben der Familien auf der Geest unterschied sich nicht wesentlich von dem auf der Marsch. Ein wesentlicher Unterschied bestand darin, dass der soziale Unterschied auf der Marsch besonders stark war zwischen den reichen, gebildeten Marschbauern und einfachen Landarbeitern und Tagelöhnern. Hier standen sich wohlhabende Herren mit großem Landbesitz und besitzlose Landarbeiter, oft ohne eigenen Landbesitz und wirtschaftlich abhängig von ihrem bäuerlichen Arbeitgeber gegenüber. Während die Bauernkinder das Gymnasium besuchten, Klavierunterricht erhielten und manche Bauerntochter zum Benimmunterricht nach Versailles geschickt wurde, besuchte manches Arbeiterkind nur die einklassige Dorfschule. Dies geschah auch nicht immer regelmäßig; denn bei anstehenden Erntearbeiten, bei der Kartoffelernte, beim Jäten der Disteln, ging die Arbeit vor. Die armen Familien waren dringend auf zusätzliche Einnahmen für die meist großen Familien angewiesen.

Breinermoor-Idehorn

Arme Kolonistenfamilie auf der Geest

Bauernhof auf der Geest

Im Gegensatz dazu verlief das Leben zwischen den Menschen auf der Geest harmonischer. Ständedünkel gab es hier im allgemeinen nicht. Das lag daran, dass auf der Geest die Höfe sehr viel kleiner waren und die Bodenverhältnisse nicht die Erträge hergaben, die auf der Marsch üblich waren. Neben den großen Platzbesitzern, deren Höfe man als „volle Heerde“ bezeichnete, gab es die kleineren „halben Heerde“, die Schicht der Warfsleute, Landgebräucher und Handwerker mit etwas Land zur Eigenversorgung. Da nur ein Hoferbe den Hof übernehmen konnte, siedelten sich die überzähligen Söhne als Kolonisten auf den Heideflächen der Umgebung oder sogar im Moor an. Die Abstufungen zwischen den Familien waren auf der Geest wesentlich fließender und nicht so krass. Allerdings ist aus reichen Geestbauerdörfern wie Timmel, Bagband, Strackholt oder Holtrop überliefert, dass es auch Bauernfamilien gab, die sich ihres Besitzstandes bewusst waren „un mit anner Volk neet so vööl in Reken harren“ („mit anderen Menschen nicht so viel im Sinn hatten“). Größere Bauern („dicke Buurn“) suchten bestimmte Gastwirtschaften auf und feierten hier ihre Feste, trugen einen Zylinder und rauchten die lange Pfeife, verfügten über eigene Kirchenbänke und hatten ihre eigenen Gräber auf der südlichen Sonnenseite des Kirchhofes.

Im allgemeinen jedoch lebte man auf dem Hof und in der Dorfgemeinschaft eng zusammen. Man spielte als Kind zusammen und besuchte gemeinsam die Dorfschule. Natürlich konnte sich eine Bauernfamilie mehr leisten und ihren Kindern mehr bieten: wenn gewünscht, eine höhere oder fachliche Schulbildung, gute Kleidung, festes Schuhwerk, eine gute Ernährung und sogar gekauftes Spielzeug: Puppen, Schaukelpferde, Stabilbaukästen, Kindergrammophone mit Schellack-Schallplatten, Bakelit-Soldaten und buntes, mechanisches Blechspielzeug in allen Variationen, Steinbaukästen, Ritterburgen und vieles mehr. Manches konnte man in der nächsten Kreisstadt kaufen oder auch schon mit Hilfe einer Katalogbestellung beim Versandhaus August Stukenbrock in Einbeck.

Spielzeug aus dem Katalog des Versandhauses August Stukenbrock in Einbeck

Die Kinder aus einfacheren Verhältnissen hingegen mussten sich mit selbst hergestelltem Spielzeug begnügen. Mancher Opa bastelte den Enkeln Schubkarren, Kaufmannsläden, Stelzen und andere Dinge aus Holz. Doch die meisten Kinder werden das damals nicht vermisst haben; denn die freie Natur und das Dorf boten viel mehr Abwechslung als heute. Man spielte damals viel mehr draußen als heute: Knickern, Ticken, Verstecken, Stelzen laufen, Rad treiben mit einem Stock („Hopeln“) und andere längst vergessene Kinderspiele. Das war damals möglich; denn von den Pferdefuhrwerken abgesehen, verirrte sich nur selten der Landdokter mit dem ersten Auto auf einem Sandweg in das abgelegene Dorf. Es war für die Kinder schon ein Ereignis, wenn sie vielleicht einmal im Jahr zu einer Untersuchung mit der Kleinbahn nach Aurich oder Leer mussten.

Mit der Kleinbahn von Leer nach Aurich

Haltestelle der Kleinbahn in Middels

Das Dorfleben bot damals viel Abwechslung. Das landwirtschaftliche Leben bestimmte den Alltag des Dorfes. Man erlebte alles hautnah mit: die Zeit des Pflügens und Eggens, die damals mit dem Pferd sehr viel mehr Zeit in Anspruch nahm, das Aussähen auf den Äckern, das Heu machen auf den weiten Wiesen (Meeden), Das Schneiden, das Binden und in Hocken setzen des Getreides, das Einbringen des Heus und des Getreides in die Scheune, das Dreschen, das Mahlen des Getreides in der Mühle, die Versorgung der Tiere, das Melken und Käse machen, das Ausmisten, das Schlachten, Wurst machen, das Räuchern der Schinken, die Kartoffelernte, das Einmachen, das Schneiden und Einpökeln der „Schnippelbohnen“, die Arbeit in der dörflichen Schmiede, beim Stellmacher oder Tischler. Im Dorf gab es noch eine Vielzahl von Bäckern, Kolonialwarenhändlern und Gastwirtschaften.

Dorfgasthaus in Simonswolde

Dorfgasthaus in Ludwigsdorf

Mühle in Steenfelderfeld

Familie vor ihrem Haus in Neuefehn

Die Welt des Kindes spielte sich hauptsächlich in der eigenen Familie ab. Man ging selten mit auf Besuch („up Visite“) bei Verwandten oder Nachbarn, waren diese Besuche doch mit langen Fußmärschen auf unbefestigten Wegen verbunden. Höhepunkt war der Besuch des dem Dorfe nächst gelegenen Marktes: Leeraner Gallimarkt, Auricher Pfingstmarkt und Letztmarkt, Norder Pfingstmarkt, Bagbander Markt, Zeteler Markt, Esenser Schützenfest. Es war etwas Besonderes, wenn man mit Vater Weihnachten in die „Lüchtenkark“ gehen konnte. So nannte man den Weihnachtsgottesdienst in der Kirche.

Auf dem Gallimarkt um 1900 in Leer

Untersuchungen belegen, dass die damals die Kindersterblichkeit auf der Geest im Vergleich zu anderen Landschaften sehr viel geringer war. Ein wichtiger Hinweis für die enge Bindung der Eltern zum Säugling ist auch die Namensgebung. Damals war es allgemein üblich, dass das jüngste Kind den Namen des zuvor verstorbenen Kindes erhielt.

Grabschmuck auf der Geest

Dorfschule in Firrel

Im Unterricht der Dorfschule stand neben dem Erlernen des Lesens und Schreibens das Auswendiglernen von Gedichten, Liedern und Psalmen im Mittelpunkt. Auch in der Bibel mussten sich die Kinder gut auskennen. Dies wurde in jährlichen Judica-Prüfungen durch den Superintendenten, die auch die Schulaufsicht über die Lehrer hatten, vor der Gemeinde abgefragt. Für die meisten Kinder war das Auswendiglernen eine Qual; denn war dies doch mit Prügelstrafen für falsche Antworten verbunden! „Und wer nicht lernt, verdienet Strafe“, hieß es damals.

Rechnen spielte bis weit ins 19. Jahrhundert bei der Überprüfung keine Rolle. Natürlich war dies auch von der Persönlichkeit und den Fähigkeiten des Lehrers abhängig. So lernten die Kinder in Neufehn schon um 1900 höhere Mathematik und in Hesel machte der Lehrer Sundermann einen anschaulichen Sachunterricht, der sich auf die Lebenswelt der Kinder bezog. Dieser Lehrer war aber damals eine große Ausnahme.

In der „Lehrerhalle Hesel“ bemühte er sich mit Lehrern der Umgebung bei der Unterrichtsvorbereitung darum, den Kindern den Unterricht altersgerecht, lebensnah und anschaulich näherzubringen. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts erfreute sich die Schulbildung größerer Wertschätzung. Man sah die Schule nicht mehr als etwas Lästiges, was Geld kostete und die Kinder von der Arbeit abhielt.

Auch in den Geestdörfern erkannte man, dass die Kinder eine ordentliche Grundbildung im Lesen, Schreiben, Rechnen und der Heimatkunde brauchten, um in der veränderten Welt zurechtzukommen. Das damalige Kaiserreich hatte sich von einem Agrarland zu einem modernen Industriestaat entwickelt und verlangte mehr und mehr nach aufgeweckten und gut ausgebildeten Schülern. Gottesfurcht und Vaterlandsliebe standen im Unterricht obenan. Im Vertrauen auf den lieben Gott nahm man die sozialen Unterschiede als gottgewollt hin in der Hoffnung auf ein besseres Jenseits nach dem Tode. Die Verherrlichung des Kaisers wurde den Kindern in der Schule eingepflegt: „Der Kaiser ist ein lieber Mann und wohnt in Berlin, und wär ich nicht so weit von hier, so zög ich heut noch hin.“

Kirche in Hollen

Familie in Schirum

In früherer Zeit gab es nur Winterschulen, da der Lehrer als Warfsmann seinen Lebensunterhalt verdienen musste und die Kinder auf dem Feld oder beim Vieh hüten gebraucht wurden. Insbesondere waren die armen Kolonisten die Mithilfe und Einnahmen ihrer Kinder angewiesen. Schon als 8 jährige mussten sie im Frühjahr schon morgens um fünf Uhr mit dem Vater ins Moor zum Torf graben gehen. Rechtzeitig mussten sie dann um 10 Uhr in der Schule sein. Weil die Kolonisten in den zu den Geestdörfern gehörenden Kolonien ihren Kindern nicht mehr den weiten Schulweg in das Kirchdorf zumuten wollten, entstanden überall kleine Nebenschulen. Die Kinder kannten damals keine wetterfeste Kleidung, Mantel oder Jacke waren unbekannt. Kinder aus armen Familien wurden mit 10 oder 11 Jahren aus dem Haus an andere Familien als „lüttje Knecht“ oder „lüttje Maid“ „in Stellung“ gegeben, nicht selten weit vom Elternhaus entfernt. Wenn das Kind dann am Sonntag Heimweh hatte und Trost suchte, sollte es singen. Für die Arbeit eines ganzen Jahres erhielten sie so wenig Lohn, um sich davon keinen Mantel kaufen zu können.

Arme Familie am Rande der Geest

Jugendfeuerwehr in Ochtersum

Mitarbeit war eigentlich in allen sozialen Schichten auf der Geest selbstverständlich.

Kinder halfen aber auch bei der Feldbestellung (hacken, Kartoffeln setzen („Tuffels setten“), Kohl pflanzen („Kohl setten“), Besorgung des Tierfutters („Gras schnieden“, „Kohl bladern“), der Versorgung des Viehs („Schap vertüddern“), „up Kojen passen“, „Kojen melken“), bei Erntearbeiten (Sichten (Mähen mit einer kurzstieligen Sense), Binden, Dreschen („Döschen“), Kartoffelernte („Tuffels rüden“) sowie beim Reinigen der Gräben („Meetjegöten schlöten“). Im Winter halfen einige beim „Roof dreien“ (Drehen von Strohbandern zum Dachdecken) oder beim Flechten von Strohmatte, die verkauft wurden.

Selbstverständlich wurde man auch zur Mithilfe im Haus angehalten. Damals waren die Hausarbeiten genauso körperlich anstrengend wie die Landarbeit. Man denke nur an das Besorgen des Trinkwassers; denn jeder Eimer musste herangeschafft werden. An manchen Stellen war das Wasser zu eisenhaltig und durch die Strohdächer konnte das Regenwasser kaum aufgefangen werden. Da die Mutter oft auf dem Land mitarbeiten musste, erledigten die Jungen das Kartoffelschälen und die Mädchen das Stopfen der Strümpfe, Fegen, Abwaschen, Vorbereiten und Anmachen des Herdfeuers, das „Botter karnn“ (Zubereitung der Butter) und passten auf die jüngeren Geschwister auf. Körperliche Arbeit war vor 100 Jahren etwas Selbstverständliches und wurde nicht so empfunden wie heute. Man darf ja nicht vergessen, dass man nichts anderes kannte. Sie wurde für die armen Familien als lebensnotwendig angesehen und deshalb hatten Begriffe wie Körperstärke („de hett di Muskels“), Fleiß („alltied flietig wesen“) und Gehorsam („Kinner mutten hörn“, „Kinner de nich willn, kriegen wat achter die Billn“) Allgemeingültigkeit.

Wer in einer kinderreichen Familie aufwuchs, diese hatten durchschnittlich doppelt so viele Kinder (sechs) wie Bauernfamilien (drei), hatte gelernt zu verzichten und persönliche Ansprüche zurückzustellen. Mehrere Kinder mussten sich eine Butze teilen und schliefen „Koppje mit Steertje“ wie es im Volksmund hieß. Das Kleinkind kam in „de boberste Schuuflaa van t Kommod“ (in die oberste Schublade der Kommode).

Die ärmeren Familien hatten viele Kinder, um im Alter besser versorgt zu sein. Für Bauern war eine geringe Kinderzahl von Vorteil; denn wenn der älteste Sohn den Hof übernahm, mussten die anderen ausbezahlt werden.

Mägde beim Melken auf der Weide

Bauernfamilie in Südgeorgsfehn

Namengebung in Ostfriesland – Wie das Land so der Name

Wer die Zeitung liest, wird auch heute noch auf alte Familiennamen stoßen, die es in der Form in anderen Teilen Deutschlands nicht gibt. Gerade sehr alte Menschen tragen Namen, die manchmal sehr ungewöhnlich sind. Das hängt damit zusammen, dass unsere Vorfahren mehr auf Traditionen achteten als die Menschen heute. So war es allgemein üblich, dass die Söhne und Töchter die Vornamen ihrer Großeltern erhielten. Bei den weiteren Kindern folgten Onkel, Tanten und Taufpaten.

Auf dem Lande kannte man bis 1811 keine festen Familiennamen. Es galt bei uns das Patronymikon.

Das bedeutet, dass der Sohn den Vornamen des Vaters durch Hinzufügung des „s“ erhielt. Ein Beispiel soll dies verdeutlichen: Wenn Gerd Ulferts einen Sohn mit dem Namen Habbo hatte, so hieß der mit Nachnamen Habbo Gerdes (Sohn des Gerd). Hatte dieser wiederum einen Sohn mit dem Namen Onno, so nannte sich dieser Onno Habben (Sohn des Habbo). Onno Habbens Sohn Weert nannte sich dann in der dritten Generation Weert Onnen. Wenn man bedenkt, dass die Geschwister auch wieder Familien mit unterschiedlichen Nachnamen begründeten, kann man sich vorstellen, dass es für Außenstehende sehr unübersichtlich werden konnte.

Als der französische Kaiser Napoleon auch über Ostfriesland regierte, setzte er dieser Tradition ein Ende. Bis dahin waren die Ostfriesen vom Wehrdienst freigestellt. Sie brauchten nicht an Kriegszügen teilzunehmen. Damit war Napoleon nicht einverstanden und presste die Männer gegen ihren Willen in Uniformen. Wer sich dagegen wehrte, wurde inhaftiert. So wehrten sich Schiffer von Timmel dagegen und mussten dafür mit dem Leben bezahlen. In einem Dekret (Gesetz) vom 18.8.1811 des Code Napoleon (Gesetzbuch) wurden auch für Ostfriesland feste Familiennamen eingeführt. Von dem Tag an galt der letzte Name als fester Familienname. In alten Bauernfamilien behielt man aber die Tradition bei, indem man den Vatersnamen als Zwischennamen fortführte. Wenn heute der Name Jan Peters Tammena auftaucht, kann man davon ausgehen, dass der Vater Peter Tammena heißt.

Andere legten sich damals Namen zu, die einen Hinweis auf den Beruf oder den Wohnplatz geben. Da die Menschen damals alle Plattdeutsch sprachen, sind die Berufsnamen auch niederdeutscher Herkunft. Görtemaker bedeutet Grützmacher, Kuper Fassmacher, Koopmann und Krämer Kaufmann, Bootsmann Schiffsführer, Backer Bäcker, Smit Schmied.

Auf den Wohnplatz weisen Familiennamen mit den Endungen -kamp, -boom, -holt, -huis, -hoff, -wold oder -broek hin.

Beispiele hierfür sind Kampen, Niekamp, Holtkamp, Sandkamp, Hei(d)kamp, Uferkamp, Feldkamp, Tellkamp, Möhlenkamp, Roggenkamp, Haferkamp, Eykamp, Vosskamp (Fuchskamp), Osterkamp, Eenboom (Einbaum), Busboom (Buschbäume), Oldeboom, Boomgaarden, Mansholt, Boekholt, Klosterhuis, Niehus, Damhuis, Meyerhoff, Boekhoff (Buchenhof), Diekhoff, Südhoff, Olthoff, Nordhoff, Möllhoff (Mühlenhof), Groothoff., Groenhoff, Barkhoff (Birkenhof), Eek-Eckhoff (Eichenhof), Kerkhoff (Kirchhof), Sühwold, Groenewold (Wolden sind niedrig gelegene Gebiete), Ackermann, Brinkmann (Brink=Dorfplatz), Nordbroek, Südbroek (Broek=Bruchwald).

Als im Deutschen Reich 1875 erstmalig Standesämter eingeführt wurden, wurden auch die Nachnamen festgeschrieben. Vordem führte nur der Pastor die Namen in den Kirchenbüchern auf.

Flurnamen und Straßennamen

Die Ländereien der Bauern hatten von altersher zur Kennzeichnung des Besitzes Namen, die sogenannten Flurnamen, die für ganz Ostfriesland in der Ostfriesischen Landschaft in Aurich festgehalten sind. Da im Laufe der Jahrzehnte mit der Ausweisung immer neuer Baugebiete neue Wohnstraßen entstanden, griff man bei der Namengebung auf alte Flurbezeichnungen zurück. So kennt man in der Stadt Leer den Osterkamp, Großen und Kleinen Oldekamp, Lehmkamp, Bullenkamp, Wendekamp, Leegkamp (niedrig gelegener Kamp), Gastenkamp (hoch gelegener Kamp), Pastorenkamp (Kamp im Besitz der Kirchengemeinde, Bungerskamp, Rolfskamp, Schreiberskamp (Kamp der ehemaligen Eisengießerei Schreiber), die Schmidts Kämpe, Kampstraße, Westergaste, Feldkämpe und andere.

Der Oster- und Wesermeedlandsweg führen zu den niedrig gelegenen Wiesen (Meeden), der Fünftelweg in Loga entstand bei der Teilung der Gemeindeweide 1869. Die benannte Fläche machte ein Fünftel der Teilungsmasse aus. Der Mettjeweg in Loga verweist auf abgegrenzte Flurteile (Mettjes), der Horstweg deutet auf eine buschige Anhöhe in sumpfigen Gelände hin, Mörken ist das friesische Wort für Bruchwald.

Es würde den Rahmen sprengen, tausende von Flurnamen zu nennen und zu deuten. Sie entstanden aus der bäuerlichen Überlieferung und geben häufig Aufschluss über die Bodenbeschaffenheit, die Lage, die Nutzung oder die Besitzverhältnisse.

Am Beispiel des alten Geestdorfes Hesel seien einige genannt und gedeutet (nach Wessels).
Gosekamp=Entenkamp, Knippelkamp=Krüppelbusch, Mesterkamp=Kamp im Besitz der Schule,
Melksett=Platz zum Melken, Kuhsiel=Rinderweide, Hosandhöchte= Hohe Sandhöhe,
Drankeldobbe=Tränke, Ossensett=Ochsenweide, Sandstich= kleine Sandhöhen,
Timmersbarg=Besitz der Familie Timmer, Brink=dorfnahe Weide mit grünem Rasen,
Osterwarf=einzeln Hof, Wehrden, Wirde, Wörde=kleine Anhöhe,
Hoppenbrink=Hopfengarten(Hopfen brauchte man als Bitterstoff für die Herstellung von
Bier),Lehmshörn=Ecke mit lehmartigem Boden, Hungerskamp=minderwertiger Boden,
Hilgenholt=Wald der Kirche, Eckelkamp=Eichenkamp, Leeg Ellern=sumpfiger Erlenbruch,
Meeracker=Acker am Gewässer, Zerbroek=Seggenbruch, Bullenmeede=Bullenweide,
Roggenkamp,Osterbroek=östlich gelegene niedrig gelegene Ländereien, Hörst=Anhöhe mit
sumpfigem Gelände, Jagdschanze=gräfliches Jagdrevier, Delle=Tal, Esk=Esch (Gaste)

Diese Hinweise erheben nicht den Anspruch auf Vollständigkeit und sollen stattdessen neugierig machen, noch weitere Namen im jeweiligen Wohnort ausfindig zu machen.